

Handwritten text on a paper label, possibly including the word "Quint"

Small blue decorative label on the spine

1547

N^o 2085

ein wöchentliches Lesegeld
N^{ach} 4 Pfg und jeder Le=
die Bücher reinlich zu hal=
für durch ihn beschmutzte,
ene oder beschädigte Bücher
Ersatz zu leisten.

Freunde'sche Bibliothek.



Schubert del.

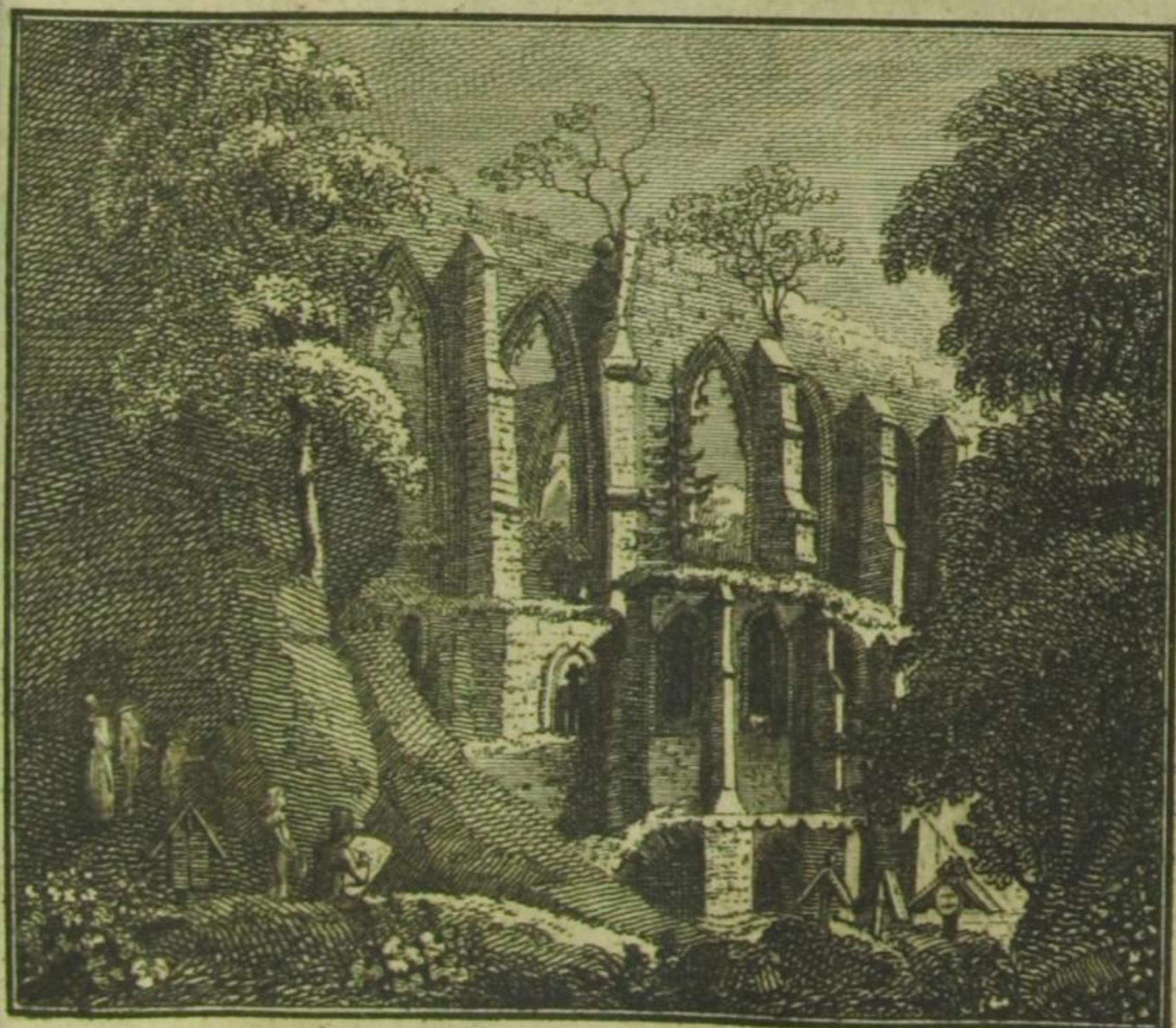
F. M. Schreyer sculp. Dresden.

Neuer
Kinderfreund

von

Engelhardt und Merkel.

IV. Bändchen.



Lauren in Dresden 94

Leipzig,
bei Barth, 1794.

Dem
Domherrn
Herrn von Rochow,
auf Refahn,

hochachtungsvoll gewidmet

von
den Verfassern,

Nichts hätte wohl meine Kinder angenehmer überraschen können, als die Nachricht, welche ich ihnen vierzehn Tage vor den Pfingstfeiertagen gab, daß einer meiner Freunde in der Oberlausitz, der Besitzer eines Dorfes unweit Zittau, mich mit Frau und Kindern zu einem Feiertagsbesuche eingeladen habe. Ich las ihnen die Einladung vor, und aller Blicke waren, nachdem ich das Vorlesen beendigt hatte, fest auf mich geheftet. Die Frage, welche sie fast alle zu gleicher Zeit an mich thaten: Nun, lieber Vater, werden Sie die Einladung annehmen? — hatte ich schon in ihren Augen gelesen. Mit banger Erwartung horchten sie auf meine Antwort, und als ich sie dann versicherte, daß ich von dem gütigen Anerbieten meines Freundes Gebrauch zu machen gesonnen sey, war des Jubelns kein Ende. „Da sehen
N. Kinderfr. I. J. 4. B. S 8 wir

wir Baugen, und Zittau, und Löbau, und Herrnhut, und Wenden, und Herrnhuter, und den Dybin bei Zittau, von dem der Vater so einen hübschen Kupferstich besitzt“ — so rief eines uns andre in frohem Tone aus. Aber, fuhr ich fort, wer wird wohl diesmal mich begleiten? mehr als zwei, höchstens drei, von Euch kann ich nicht mitnehmen. Herr Walther, der noch nie die Lausitz gesehen hat, wird mitreisen, Eure gute Mutter aber will bei denen zu Hause bleiben, welche an der Reise nicht Antheil nehmen können, denn da ich meinem Freunde nicht beschwerlich seyn will, so nehme ich diesmal nur einen Wagen, und ausser Herrn Walther und mir fahren nur drei mit, die sich freilich ein bisschen eng auf dem Rücksitze werden behelfen müssen, sich das aber wohl gern gefallen lassen werden.

Für meine Leser muß ich denn hier folgendes anmerken. Da ich aus Erfahrung nur zu gut weiß, daß in manchen Familien darüber viel Reid, und oft selbst Streit und Zank, unter den Kindern entsteht, wenn eines öfterer zu einem Vergnügen gezogen wird, als das andre, so habe ich bei mir für diesen

Fall

Fall eine bestimmte Einrichtung getroffen, und meine Kinder, welche ohne Widerrede sich meine Anordnungen gefallen lassen, unterwarfen sich auch dieser immer willig. Wenn es nämlich möglich zu machen ist, so habe ich auf Spaziergängen, Spazierfahrten und Reisen, sie gern alle bei mir. Ist es indessen der Fall, daß sie nicht alle dabei seyn können, so begleiten mich immer die beiden ältesten, und unter den übrigen vieren wechselt es um. Jedes hält denn nun pünktlich darüber, nicht übergangen zu werden, wenn die Reihe an ihm steht, welches auch nicht geschiehet, es müßte denn das Fleiß- und Sittenbüchlein eine Ausnahme verlangen. Dagegen sind aber auch keine scheelen Gesichter bei denen Mode, welche die Reihe des Zuhausebleibens trift, und alle Ursache zu Streitigkeiten unter den Kindern fällt dadurch weg. Diesmal war die Reihe an Franzen. Dieser sollte also, nebst Gustaven und Agnesen, mich begleiten; die übrigen mußten es sich gefallen lassen, zu Hause zu bleiben. Dafür versprachen die Mitreisenden, fleißig zu schreiben, und bei der Zurückkunft alles haarklein zu erzählen, dann sollte

ein recht ausführliches Reisetagebuch verfertigt, und alles darinn aufgezeichnet werden, damit die andern die Reise wenigstens in Gedanken machen könnten, und schon recht viel wüßten, wenn sie etwa mit der Zeit auch einmal in die Lausitz kämen. Alle wünschten nun, daß doch ia diesmal nichts die gehofte Freude vereiteln möchte, und es wurde bestimmt, daß den Donnerstag vor den Feiertagen die Reise angetreten werden sollte. —

Ihr werdet es mir leicht glauben, liebe Kinder, wenn ich Euch versichere, daß von nun an unsre tägliche Unterhaltung bei Tische, in den Abendstunden, und auf den Spaziergängen, keine andre war, als die Reise in die Lausitz. Wo werden wir heute über vierzehn Tage unser Nachtlager halten? hieß es Abends beim Schlafengehen — wo werden wir heute über vierzehn Tage essen? war die gewöhnliche Frage bei Tische — und es wurde berechnet, wo wir ungefähr seyn würden?

Herr Werner, welcher uns allemal willkommen ist, so oft er uns mit seinem Besuche erfreuet, war ietzt doppelt gern bei uns gesehen, da er vor zwei Jahren, seiner Handlungs-

lungß

lungsgeschäfte wegen, sich einige Zeit in der Lausitz aufgehalten und dieses Land genau kennen gelernt hatte. Er wurde daher recht herzlich gebeten, uns vor der Reise fleißig zu besuchen, und durch seine Erzählungen uns gleichsam auf das vorzubereiten, was wir sehen würden. Herr Walther durchreiste in der geographischen Lehrstunde auch die Lausitz, erzählte das Merkwürdigste aus ihrer Geschichte, und die Kinder waren dabei äußerst aufmerksam gewesen, hatten alles gut behalten, zum Theil auch sich aufgeschrieben. — So lebten wir die beiden Wochen vor der Reise selbst gleichsam schon in der Lausitz.

Am Sonntage Abends vor der Abreise, indem ich mit Herrn Walther und Herrn Werner im Kreise meiner Familie saß, kam Herr Steinau. Wissen Sie schon, wohin wir auf künftigen Donnerstag reisen? riefen ihm die Kinder froh entgegen. Zu die — Lausitz, wollte eben Franz sagen, als die andern vorschlugen, daß Herr Steinau es zu errathen suchen möchte.

Steinau. Nach Amerika?

S 3

Alle.

Alle. O nein! o nein! in Europa bleiben wir schon. Aber wohin in Europa?

Steinau. Nach Portugall —

Die Kinder schüttelten mit den Köpfen.

Steinau. Nach England —

Die Kinder schüttelten wieder.

Steinau. Nach Frankreich?

Das Kopfschütteln nahm stark zu.

Ich will Ihnen auf die Spur helfen, sagte Gustav. Wohin führt die Strasse zum schwarzen Thore hinaus und dann rechts?

Steinau. Aha! also in die Lausitz! Nun Glück zu! ich wünschte, ich könnte mit.

Von allen Seiten wurde nun der gute Steinau bestürmt, mit zu reisen, Herr Walther und ich vereinigten unsre Bitten mit den Bitten der Kinder, und ob er gleich es nicht ganz zusagte, so schlug er es doch auch nicht geradezu ab. Die Hofnung nun, unsre Reisegesellschaft durch ihn vielleicht vermehrt zu sehen, erhöhte unsre Freude um ein Großes.

Es ist doch etwas herrliches, sagte Gustav, so zu reisen.

Steinau. Ich kenne auch wenige Personen, denen es nicht Vergnügen wäre, zuweilen eine Reise zu machen. Nur solche
Men-

Menschen, welche die Bequemlichkeit für das größte Gut des Lebens halten, und ungerne das Sofa oder den Großvaterstuhl verlassen, oder solche, denen es ganz einerlei ist, ob sie andre Menschen und Städte, andre Länder und ihre Produkte, Manufakturen, Fabriken u. s. w. kennen lernen und dadurch verständiger, klüger und weiser werden, oder nicht, nur diese beiden Gattungen von Menschen nehme ich aus. Die übrigen, das heißt, die Verständigeren, benutzen gewis gern jede Gelegenheit, wo sie ohne Versäumnis wichtigerer Geschäfte reisen können, da das Reisen eben so wohlthätig für den Körper, als für den Geist, ist. Ihr könnt Euch Glück wünschen, Kinder, daß Ihr schon in Eurer Jugend zuweilen so eine Reise macht, und zwar in Gesellschaft Eurer Aeltern und Eures Lehrers, welche sich so viele Mühe geben, um Euch selbst dieses Vergnügen so lehrreich und nützlich zu machen, als nur möglich ist. — Schon Euer Körper hat davon einen sehr großen Nutzen.

Walther. Ihr habt mir es wenigstens oft selbst gesagt, daß Ihr Euch nach einer Reise immer weit gesünder und munterer fühltet, als vorher.

Gustav. Das ist! auch gewis] so.
Wenn einmal die Müdigkeit vorüber ist,
dann scheint es gleichsam, als hätte man
neue Kräfte auf der Reise geholt.

Ich. Davon ist die Bewegung die Ur-
sache, welche wir auf der Reise haben.
Schon wenn man zu Fulse geht, wird der
Körper in eine gesunde Bewegung gesetzt;
noch mehr ist dies der Fall, wenn man fährt,
denn da wird man im Wagen hin und her
geschaukelt, auch wohl hin und her gewor-
fen, wenn die Wege schlecht sind; man kann
sich vor Wind und Wetter durch Mantel,
Oberrock und dergleichen Mittel wohl schüt-
zen, aber sich doch nicht ganz so vor ihnen
verbergen, wie zu Hause in der Stube; man
geht, wenn das Fahren einem zur Last wird,
eine Strecke zu Fulse, besteigt einen Berg,
um eine schöne Aussicht zu genieffen; ist man
an Ort und Stelle, so macht man Spazier-
gänge. — Alles dieses bringt dem Körper
gar viele Vortheile. Wir bewegen uns im
Freien, wir athmen frische heitre Luft ein,
Luft und Wind wirken unmittelbarer auf un-
sern Körper, als wenn wir in Häuser und
Stuben eingeschlossen sind, dadurch werden
unsre

unsre Nerven gestärkt, das Blut wallt leichter und geschwinder durch unsre Adern — und so ist es ganz natürlich, daß wir nach einer Reise uns gesünder fühlen, als wenn wir unausgesetzt bloß die eingeschlossene Stubenluft einathmen, und uns gar keine, oder doch wenig, Bewegung im Freien machen. Aber auch für Euern Geist hat das Reisen viele Vortheile, und ich will glauben, daß Eure Freude über die bevorstehende Reise nicht bloß daher rührt, weil Ihr wieder eine Veränderung habt, sondern auch, weil Ihr Gelegenheit haben werdet, so manches Gute und Nützliche zu sehen und zu lernen.

Franz. Ich will gewis recht aufpassen, und mir Alles, was mir aufstößt, recht genau ansehen. —

Eduard. Dann sagst Du es uns hübsch wieder.

Franz. Ich habe mir von meinem Taschengelde gestern eine große, große, Schreibtafel gekauft, da will ich mir Alles anmerken, was ich sehe und höre, ich schreibe dann schon auf der Reise manchmal ein Briefchen nach Hause, kommen wir aber zurück, da soll es erst recht an ein Erzählen gehen. —

W e r

Werner. Das ist ein Hauptvortheil, den man vom Reisen hat, daß man so viele Dinge selbst sehen und beobachten kann, von denen man auferdem nur liest und hört, und von denen man sich denn oft gar falsche Begriffe macht. Aber freilich muß man Augen und Ohren und Nachdenken mit auf die Reise nehmen, auf Alles recht aufmerksam seyn, was einem Neues und Unbekanntes aufstößt, und sich fleißig bei denen erkundigen, welche uns belehren können, wenn man diesen Nutzen von dem Reisen haben will, und das nicht nur in Städten, sondern auch auf den Dörfern. Darinne beschämen uns, die wir in grosen Städten wohnen, nicht selten die Leute vom Lande und aus kleinen Städten. Ihr werdet es oft selbst gesehen haben, wie solche Leute vor einer Kirche, oder vor einem grosen Hause, oder vor andern Dingen, die ihnen ungewöhnlich sind, da stehen, und mit unverwandtem Blicke recht genau alles betrachten. —

Franz. Manchmal haben sie auch den Mund sogar offen, als wenn sie so noch mehr sehen wollten.

Werner.

Werner. Ob die, welche so eine auffallende Beobachtermiene haben, gerade am besten beobachten, und am meisten nachdenken, daran zweifle ich. Personen von der Art gaffen an, und gehen fort, und wundern sich, ohne weiter nachzudenken. Aber man sieht auch viele dieser Leute, welche es durch ihre Mienen verrathen, daß sie über alles Ungewöhnliche, was ihnen vorkommt, ihre Betrachtungen machen. Und von diesen sollten wir lernen. So aufmerksam sie in der Stadt sind, so sollten wir es auf dem Lande seyn, aber — viele Städter sind dazu zu stolz, und glauben, dort gebe es nichts zu beobachten und zu lernen. Ich für meine Person habe immer gern auf dem Lande mir Alles genau angesehen, dadurch gar vieles gelernt, und wünschte, daß auch Ihr Euch so gewöhntet. So wird z. B. in der Lausitz Flachse gebauet, und auf den meisten Dörfern, besonders in der Zittauer Gegend, eine außerordentliche Menge dieses Produkts zu Leinwand verarbeitet. Wir alle wissen, daß aus dem Flachse Garn gesponnen, dieses dann gewebt, und Leinwand daraus verfertigt wird. Aber — der zehnte Städter weiß nicht,

nicht, wie viel Arbeit dazu gehört, ehe aus dem Gewächse, welches wir Flachs nennen, die Leinwand wird, welche wir zu Hemden und zu anderm Gebrauche nöthig haben, und doch ist es sehr nützlich, von allen diesen Dingen, wenn man Gelegenheit hat, sich zu belehren. Man lernt dann, daß auch der gemeine Mann bei seinen Arbeiten seinen Verstand brauchen und es sich hin und her überlegen müsse, wie er dieses und ienes am besten einrichten wolle? Man sieht, wie fleißig diese Menschen seyn müssen, um sich ihr Brod zu erwerben, wie viele Mühe eine Sache macht, und wie vielmal sie durch die Hände gehen muß, ehe sie völlig zu Stande gebracht wird. — So kann man auch auf Dörfern, vom Landmanne, vom Tagelöhner, hunderterlei lernen, und bekommt richtigere Begriffe von einer Menge von Dingen. Merkt Euch also das bei Euren Reisen.

Walther. Auch den Nutzen hat das Reisen für Euch Kinder, daß Ihr zuweilen in den Fall kommt, diese und iene Bequemlichkeit zu entbehren, Euch selbst zu bedienen, und manches selbst zu besorgen, was Ihr zu Hause

Hause

Hause von der Bedienung machen laßt. Es ist aber gar sehr schädlich für iunge Leute, wenn sie sich daran gewöhnen, daß, so oft es ihnen an etwas fehlt, sie nur nach der Bedienung rufen, und nicht selbst Hand anlegen, ihren Bedürfnissen abzuhelpfen, welches sie oft, durch ein wenig Nachdenken, und mit geringer Bemühung, im Stande wären. Um nun das zu lernen, ist nichts besser, als das Reisen, wo man nicht alles, wie man sagt, so am Schnürchen haben kann, wie zu Hause.

Franz. Da besinne ich mich, in den Reisen der Salzmannischen Zöglinge gelesen zu haben, daß in einem Wirthshause kein Stiefelknecht war, als sie sich Abends die Stiefel ausziehen wollten. Den Wirth wollten sie nicht noch einmal rufen, weil es schon spät war —

Elise. Da legten sie sich wohl mit den Stiefeln ins Bette? oder giengen gar nicht schlafen?

Franz. Warum nicht gar, sie machten es klüger, einer war des andern Stiefelknecht, und so zogen sie sich einander die Stiefel selbst aus.

N. Kinderfr. I. T. 4. B. T t W e r

Werner. Das beste Mittel, um aus der Verlegenheit zu kommen. — Solche Fälle ereignen sich nun auf Reisen in Menge, und wohl dem, der alsdenn sich zu rathen und zu helfen weiß.

Gustav. Ich weiß oft, daß wir uns auf Reisen selbst die Schuhe putzen, die Kleider auspochen, und auskehren, Waschwasser holen, Briefe auf die Post tragen, und dies und ienes selbst machen mußten, was zu Hause gewöhnlich von der Bedienung verrichtet wird.

Walther. Und das hat Euch nicht nur nichts geschadet, sondern es ist Euch sehr heilsam gewesen, denn Ihr habt so aus der Erfahrung gelernt, daß es möglich sey, sich in den meisten Fällen selbst zu bedienen. Es wird von den besten Folgen für Euch seyn, wenn Ihr diese Erfahrung benützt. Menschen, welche von Jugend auf sich immer haben aufwarten lassen, und dann in Umstände gerathen, wo sie ihre eignen Diener seyn müssen, machen nicht nur alsdenn eine sehr lächerliche Figur, sondern gerathen oft in Schaden und Gefahr, und bringen sich, nicht selten auch andre, durch ihre üble Laune,

Laune, um manche frohe Stunde. Davon erlebte ich auf der Universität ein Beispiel an einem meiner Freunde. Er wollte zu Pferde eine Reise in eine erzgebirgische Stadt zu einem Verwandten machen, und versprach sich von diesem Besuche sowohl, als von der Reise selbst, viel Vergnügen, da er diese Gegenden noch nicht gesehen hatte. Daran gewöhnt, seinen Bedienten stets bei sich zu haben, nahm er ihn auch diesmal mit. Der gute Mensch fühlte indessen schon im ersten Nachtquartiere die Folgen des Reitens so sehr, daß sein Herr ihn im Gasthose zurücklassen, und also nun die Reise allein antreten mußte. Aber — mit seinem Bedienten war auch das Vergnügen zurückgeblieben, auf welches er sich Rechnung gemacht hatte, denn weil es ihm einmal zur Gewohnheit geworden war, bis zur geringsten Kleinigkeit herab, sich bedienen zu lassen, so wurde ihm die Reise nun äußerst lästig, da ihm die gewöhnliche Bedienung fehlte. Er sollte nun sich selbst frisiren, sein Pferd zuweilen selbst in den Stall fahren, oder tränken, wenn etwa der Hausknecht nicht gleich zugegen war, oder andre Geschäfte hatte. Noch übler

L t 2

gieng

gieng es ihm, als er einst früh aus einem Gasthose austritt, wo der Hausknecht sich auf das Satteln der Pferde nicht recht verstanden haben mochte. Sonst hatte Johann immer das alles gut besorgt, und der Herr durfte nur sich aufsetzen. Mein Freund untersuchte also auch diesmal weiter nicht, ob alles in gutem Stande sey. Misvergnügt über den Mangel an Bedienung, den er beim Anziehen empfunden hatte, bestieg er sein Pferd, welches der Hausknecht ihm vorführte, und wollte durch tüchtiges Galoppiren seinen Unmuth los werden. Allein, durch das geschwinde Reiten kam der nicht gut geschnallte Sattel aus der gehörigen Lage, und der Reuter flog, ehe er es sich versah, auf die Erde; zu allem Glück zwar unbeschädigt, aber doch nicht wenig erbittert über sein Schicksal, das ihn nun nöthigte, sich selbst den Sattel wieder zu befestigen, so wie auch der Fall selbst nicht ganz ohne einige schmerzhaft empfindungen ablief. Jetzt hatte seine üble Laune den höchsten Grad erreicht. Von nun an misfiel ihm Alles, was er auf der Reise sah und hörte. Mit dieser misvergnügten Stimmung seines Geistes kam er bei
seinem

seinem Verwandten an, und behielt sie auch hier. Sein Freund schien ihn nicht herzlich genug zu bewillkommen, zu den Vergnügungen, welche ihm dieser zu machen suchte, kam er mit übler Laune, gieng mit der nämlichen Laune davon, und sein Freund, und andre, welche ihn hier kennen lernten, genossen in seinem Umgange eben so wenig Vergnügen, als er in dem ihrigen genossen hatte. Als er bei seiner Rückkehr mich besuchte, fand er an allem, was ihm begegnet war, nichts als Tadel. Ich hörte ihm anfänglich ganz gelassen zu. Nachdem er aber seine Klagelieder beendigt hatte, suchte ich ihm durch Gründe begreiflich zu machen, daß alles sein Misvergnügen und aller sein Tadel bloß in der Verwöhnung, sich immer bedienen zu lassen, seinen Grund habe, daß also sein Vergnügen an seinen Bedienten gebunden sey, und er aus diesem Grunde nie gewis auf Zufriedenheit und Vergnügen rechnen dürfe. Nach näherer Untersuchung gab er mir recht, und nahm sich's ernstlich vor, sich zu bessern.

Gustav. Hielt er Wort?

Walther. Freilich gieng es langsam mit der Besserung, wie es denn immer zu ge-

Et 3

hen

hen pflegt, wenn man eine alte, tief eingewurzelte, Gewohnheit, ablegen will. Schon oft ist es da dem besten Vorsatze nicht gelungen, sie auszurotten. Besser ist es daher, wenn man sich so etwas nicht zur Gewohnheit werden läßt, und es soll mich recht herzlich freuen, wenn ihr künftig auch diesen Nutzen aus unsern Reisen ziehet, daß Ihr dem Fehler der allzugroßen Bequemlichkeit und der Gewohnheit, Euch immer nur von andern bedienen zu lassen, entsagen lernt.

Ich. Auch den Vortheil gewähren Euch solche Reisen, daß Ihr auf denselben Euch gewöhnt, mit mehreren, oft mit ganz fremden, Menschen zu sprechen und umzugehen, welches für Euch schon den guten Erfolg gehabt hat, daß Ihr weniger blöde und leutescheu seyd, als so manche andre Kinder. Wenn Kinder immer nur ihre Geschwister, ihre Aeltern, und Lehrer, die Freunde vom Hause und ihre Gespielen sehen, so sind sie gewöhnlich alsdenn, wenn sie mit fremden oder ihnen weniger bekannten, Menschen sprechen sollen, so schüchtern, daß sie kaum Ja und Nein zu sagen wissen, sich wohl gar vor Fremden verkriechen und herzlich froh sind,

sind, wenn sie die unbekanntten Leute gehen
 sehen. Diese Schüchternheit kann aber nicht
 bei solchen Kindern herrschend werden, wel-
 che zuweilen eine Reise machen und bei die-
 sen Gelegenheiten viele Menschen zu sprechen
 bekommen. Dadurch gewöhnen sie sich an
 ein ofnes und beherztes Betragen gegen Je-
 dermann, und lernen mit Leuten aller Art um-
 gehen, welches denn sehr nützlich ist. Viele
 geschickte iunge Männer haben sich dadurch
 an ihrem bessern Fortkommen gehindert, daß
 sie ein schüchternes Wesen an sich hatten,
 und nicht beherzt genug waren, zu zeigen,
 daß sie auch etwas gelernt hatten. Man-
 cher besitzt eine Menge Kenntnisse, aber sein
 Betragen mißfällt, es fehlt ihm an der nö-
 thigen Höflichkeit und Gefälligkeit im gesell-
 schaftlichen Leben. Ein weniger Geschickter,
 der sich aber darauf verstehet, mit Personen
 jedes Standes umzugehen, wird sehr oft
 dem weit Geschickteren vorgezogen, der diese
 Gabe nicht besitzt. Es ist daher, besonders
 in unsern Tagen, gar sehr nöthig, daß ein
 iunger Mensch sich die Kunst erwerbe, im
 Umgange mit andern die Mittelstrafe zwischen
 alberner, menschenscheuer Blödigkeit, und ei-
 nem

nem auffallenden, allzufreiem Wesen zu gehen. Unsre kleine Reisen können viel dazu beitragen, daß Ihr Euch leichter als andre diese Fertigkeit werdet erwerben können.

Steinau. Nun! ich wünsche es Euch allen, Gustav, Franz, Eduard und Heinrich, daß Ihr auch einst, wenn Ihr erwachsener seyd, Gelegenheit haben möget, Euch in der Welt umzusehen, und auf eine, für Euch vortheilhafte, Art zu reisen. Ich habe immer die Bemerkung gemacht, daß Künstler und Kaufleute, Gelehrte und Offiziers, Edelleute und Handwerker, welche gereist waren, nicht nur höflicher, artiger und gefälliger sich betrugten, sondern auch mehrere Kenntnisse besaßen, als andere, welche nicht über die Mauern ihres Geburtsortes, oder über die Grenzen ihres Vaterlandes, hinausgekommen waren. Die Ursachen davon werdet Ihr, wie ich glaube, leicht auffinden können.

Gustav. Diese Höflichkeit kömmt vermuthlich eben daher, weil man auf Reisen mit einer Menge Personen umgehen muß, deren Dienste man braucht, wodurch man denn sich gewöhnt, gefälliger und höflicher zu seyn.

Eduard.

Eduard. Wer viel reist, sieht auch, daß es immer noch geschicktere Leute giebt, als er selbst ist, und das macht, daß er nicht so stolz wird auf das, was er weiß.

Steinau. Ganz richtig. Ein Künstler oder Handwerker z. B. lernt auf Reisen so manches Neue, was in seine Kunst oder in sein Handwerk einschlägt, wovon er in seiner Vaterstadt nichts hörte und sah. Er wird mit neuen Erfindungen, mit andern Maschinen und dergleichen, bekannt, ahmt sie dann nach, kommt wohl durch Nachdenken darüber auf manche andre nützliche Erfindung, und macht dadurch nicht selten, daß er weit mehr gesucht wird, und mehr Arbeit erhält, als ein anderer, der bloß bei dem bleibt, was er von seinem Lehrherrn oder Meister gelernt hat.

Werner. Ein Kaufmann macht auf seinen Reisen Bekanntschaften mit andern Kaufleuten, lernt die Produkte mehrerer Länder, ihre Verarbeitung und den Handel kennen, den man damit treibt. Hat er sich nun zum Nachdenken gewöhnt, so findet er nachher eine Menge Gelegenheiten, diese Bekanntschaften und Kenntnisse auf das beste zu benutzen.

Walther. Solltet Ihr Euch nicht, da wir eben von dem Nutzen sprechen, welchen das Reisen haben kann, eines berühmten Mannes erinnern, welcher durch Reisen in andre Länder nicht nur sich selbst bildete, sondern auch die Vortheile dieser Reisen auf ein ganzes Volk verbreitete, und dieses geschickter, nachdenkender, und fleißiger machte?

Gustav. Haben Sie etwa dabei den Kaiser von Russland, Peter den Großen, im Sinne?

Walther. Eben diesen. — Er hat durch sein Beispiel recht überzeugend gelehrt, wie viel Nutzen man aus dem Reisen ziehen könne. Seine Nation, die Russen, waren damals, als er ihr Beherrscher wurde, noch sehr ungebildet, wenn man sie mit den übrigen europäischen Nationen verglich. Künste und Wissenschaften, eine Menge nützlicher Manufakturen und Fabriken, waren ihnen ganz fremd, und gleichwohl hielten sie sich für die klügste und verständigste Nation, und verachteten die andern Völker, von denen sie doch gar viel hätten lernen können. Davon war aber das die Ursache, daß sie die andern Völker nicht kannten, denn es reiste kein Russe

Russe in andre Länder, um ihr Gutes kennen zu lernen. Ganz anders wurde es aber, als Peter zur Regierung kam. Sein Lehrer, welcher sich sehr in der Welt umgesehen hatte, erzählte ihm von seiner Jugend an immer viel von andern Völkern, und von dem, was sie Gutes und Schönes hätten, und was den Russen fehlte. Der iunge Prinz hörte immer aufmerksam zu, und fieng bald an, zu zeigen, daß er Lust hätte, auch bei seinen Russen Manches einzuführen, was man in andern Ländern Besseres hätte. So warb er schon in seinem vierzehnten Jahre sich eine Kompagnie iunger Russen an, welche sein Lehrer besser exerziren lernte, als es bei den Russen gewöhnlich war. Der Prinz selbst stand erst als Tambour bei dieser Kompagnie, zog mit auf die Wache, wenn die Reihe an ihn kam, lebte da von seinem Solde, und rückte nur nach und nach immer weiter hinan.

Franz. Da mögen die Russen in Petersburg recht geguckt haben, wenn der iunge Prinz als Tambour auf die Wache zog.

Gustav, Eduard, Agnese und Elise lachen.

Walther.

Walther. Die Russen in Petersburg?

Franz. Nun war denn Peter als Prinz nicht in der Residenz?

Walther. Freilich. Kann aber wohl Petersburg die Hauptstadt von Russland und die Residenz seiner Regenten gewesen seyn, ehe Peter sie erbauet hatte?

Franz merkte nun seinen historischen Irrthum, und behauptete, er wisse es so wohl, als die, welche über ihn lachten, daß er hätte sagen sollen, Moskau, denn es sey ihm recht gut bekannt, daß Petersburg von Peter angelegt worden sey, und von ihm den Namen habe.

Herr Walther gab ihm denn die Lehre, künftig hübsch zu denken, ehe er spräche, weil der Mensch nach dem beurtheilt würde, was er sagte, nur dadurch würde er es vermeiden, ausgelacht zu werden. —

Hatte Peter, fuhr Herr Walther fort, in seiner frühern Jugend gern die Erzählungen von andern Völkern gehört, so wünschte er bei reiferen Jahren, diese Völker selbst zu besuchen und manches Gute bei ihnen zu lernen. Er trat also im Jahre 1696, da er vier und zwanzig Jahr alt war, seine erste
Reise

Reise an. Das war denn aber nicht etwa eine Lustreise, wie große und reiche Herren sie gemeiniglich zu machen pflegen, sondern man konnte mit allem Rechte sagen, Peter gieng in die Schule. Daher reiste er auch nicht unter seinem Namen, als Regent von Rußland, sondern suchte ganz unbekannt zu bleiben. Sein erster Aufenthalt war in Holland und zwar, wie Ihr wißt, in Zaandam, wo er unter dem Namen Peter Michel, als Schiffszimmermann, lernte und auch eine Zeitlang völlig unerkannt blieb. Hier lebte er nun ganz wie die andern Schiffszimmerleute, gieng auf die Arbeit, wie sie, wohnte, aß und kleidete sich so schlecht wie sie, wendete aber seine Lehrzeit auch gut an, und begriff sehr geschwind alles, was zur Verfertigung eines Schiffes gehörte; denn seine vornehmste Absicht gieng dahin, er wollte seinen Russen Schiffe bauen lernen, welches sie noch nicht verstanden, auch wünschte er eine Flotte von Kriegsschiffen sich zu verschaffen. Er lernte daher so eifrig den Schiffsbau, um durch sein eignes Beispiel die Russen dann desto mehr anzutreiben, auch mit dieser Sache sich zu beschäftigen. Während seiner
Lehr-

Lehrzeit fiel denn etwas vor, wobei Peter sich von einer sehr lobenswürdigen Seite zeigte. Er hatte einmal bei der Arbeit sich des Handwerkszeugs eines andern Schiffszimmermanns bedient, darüber gerieth dieser in Zorn und gab Peter eine Ohrfeige. — Wie würde das manchen andern verdrossen haben, der bei weitem nicht von so hohem Range gewesen wäre, wie Peter. Dieser aber sagte ganz gelassen: „Du hast Recht, mein Freund, und ich habe Unrecht“ und beschenkte noch ienen obendrein.

Das war brav — riefen die Kinder.

Walt her. Wenn er nicht gerade auf der Arbeit war, so studirte er für sich Geographie, Mathematik und Naturlehre. Von Zaandam gieng er oft nach Amsterdam und ließ sich hier von einem berühmten Wundarzt in der Wundarzneikunst unterrichten, so daß er nachher oft glückliche Kuren verrichtete. Von Holland begab er sich nach England. Auch hier war er seinem Vorsatze: immer mehr zu lernen, treu. Der König bot ihm zwar einen schönen Palast zu seinem Aufenthalte an, allein Peter bezog ein ganz schlechtes Haus am königlichen Zimmerhose, um hier

hier der Gelegenheit, in der Schiffsbaukunst immer zu lernen, desto näher zu seyn. Er gab auf alles genau Achtung, erkundigte sich gründlich nach allem, und legte oft selbst Hand an. Bald arbeitete er, wie ein Schiffer gekleidet, mitten unter Schiffern, bald legte er wieder bessere Kleidung an, und besah sich die schönen Fabriken und Manufakturen in und um London, besuchte Künstler, Gelehrte und Handwerker, sprach mit allen von ihren Beschäftigungen, lernte von allen, und schrieb sich das Merkwürdigste in sein Tagebuch. Viele geschickte Leute nahm er auch in seine Dienste und schickte sie nach Rußland. Aus England gieng er nach Holland auf einige Zeit zurück, und dann nach Teutschland.

Eduard. Er ist ia, glaub' ich, auch in Dresden gewesen.

Walther. Ja, den ersten Junius 1698 traf er hier ein, besah die Merkwürdigkeiten unsrer Stadt, reiste auf die berühmte Festung Königstein, und gieng von da nach Wien. So wie er in Holland Rauffarthenschiffe und in England Kriegsschiffe hatte bauen lernen, so wollte er nun in Teutschland besonders gutexerzirte Soldaten sehen
und

und ihre Kunstgriffe ihnen ablernen, da er auch hierinne an seinen Russen vieles zu tadeln fand. Von Wien war er gesonnen gewesen, eine Reise nach Italien zu machen, allein ein Aufruhr, der während seiner Abwesenheit entstanden war, nöthigte ihn, nach Moskau zurückzukehren.

Eduard. Machte er denn nun zu Hause alles nach, was er gesehen hatte?

Walther. Freilich. Die Absicht bei seiner Reise war nicht bloß gewesen, seine Neugierde zu befriedigen, sondern nützliche Kenntnisse sich zu verschaffen, gute Einrichtungen zu sehen, und diese dann in seinem Reiche zu verbreiten. Er hatte viele geschickte Leute aus fremden Ländern mitgebracht, durch diese ließ er Anstalten machen zum Schiffsbau, zu mehreren Fabriken, zu Manufakturen und zu besserer Betreibung mancher Künste und Handwerke. Er gab junge Russen bei den Fremden in die Lehre, und viele schickte er auch auf Reisen, nach England, Frankreich, Holland und Teutschland. Diese mußten ihm von Zeit zu Zeit schreiben, wie weit sie es in ihrer Wissenschaft oder Kunst gebracht hätten. Wenn
sie

sie zurückkamen, dann examinirte er sie über ihre Kenntnisse. Bestanden sie nun im Examen, so lobte er sie, stellte sie an, und sorgte für ihr weiteres Fortkommen, hatten sie nichts gelernt, so kümmerte er sich entweder nicht weiter um sie, oder er gab ihnen Stellen, die ihnen nicht viel Ehre brachten, machte sie zu Einheizern, zu Hundewärtern und dergleichen, auch wohl zu Hofnarren. In diesen ihren Aemtern wurden sie denn von ihm und seinen Hofleuten nach Herzenslust gehudelt, und so für ihre Faulheit und Unachtsamkeit fühlbar genug bestraft. Um indessen seinen Unterthanen, und selbst den Edelleuten und andern Großen seines Reichs, zu zeigen, es sey keine Schande, zu arbeiten, und etwas zu lernen, war Peter selbst auch immer thätig, er machte Zeichnungen zu Schiffen, drechselte fleißig, half oft selbst auf den Schiffswerften zimmern und bauen, und schmiedete einmal in einer Eisenschmiede an einem Tage über siebenhundert Pfund Eisen.

Eduard. Da hätte ich ihn mit den Eisenstangen mögen herumspringen sehen.

Walther. Er mochte seine Sachen gewis gut machen, denn er hatte zu allen kör-

N. Kinderfr. I. J. 4. B. U u perli

perlichen Arbeiten viel Geschicklichkeit, aber die Herren, die in seinem Gefolge waren, und Kohlen herzutragen, den Blasebalg ziehen, und ähnliche Arbeiten verrichten mußten, mögen sich wohl zum Theil eben nicht gut dazu angeschickt haben. Er ließ sich auch seine Arbeit bezahlen, und kaufte sich dafür ein Paar Schuhe, von denen er dann immer sagte, diese habe ich mir selbst verdient. Man hat noch eine Stange solches Eisen in Petersburg. Hatte sich Peter schon durch seine erste Reise zur Aufmerksamkeit auf Alles gewöhnt und nach seiner Zurückkunft seinen Russen das Beispiel einer unermüdeten Thätigkeit gegeben, so bewies er gleiche Aufmerksamkeit und gleiche Lernbegierde auch auf seiner zwoten Reise.

Eduard. Gieng diese wieder nach Holland?

Walther. Erst nach Dänemark, von da nach Holland und Frankreich. Auch diesmal war es nicht seine Absicht, bloß zum Vergnügen zu reisen, sondern sich das Merkwürdigste zu besehen, dabei zu lernen und das Nützliche und Gute in Russland nachzuahmen. Als er daher den Herzog von Orleans,

leans,

leant, den damaligen Regenten von Frankreich, sprach, sagte er zu ihm, er sey nicht nach Paris gekommen, um sich zu vergnügen, sondern wenn ihm der Herzog gefällig seyn wollte, so möchte er ihm die Werkstätten der Künstler und Handwerker, die Zeughäuser, die Münzhöfe, die Hospitäler und andre gute Anstalten zeigen lassen, denn alles dieses zu sehen, wäre die Ursache, warum er nach Frankreich gereist sey. So gab er auch hier überall Beweise seiner Wißbegierde und seiner Aufmerksamkeit auf alles Merkwürdige und Nützliche. Das könnt Ihr aus folgendem geringscheinenden Vorfalle sehen, welcher aber beweist, wie genau Peter auf Alles merkte. Auf einem Dorfe bei Paris sahe er in einem Garten einen Mann arbeiten, der nicht wie ein Gärtner oder Landmann gekleidet gieng. Das fiel ihm auf, und gleich ließ er sich erkundigen, wer dieser Mann sey? Kaum erfuhr er, daß es der Prediger des Dorfs sey, so stieg er ab, und gab diesem seine Bewunderung zu erkennen, daß er im Garten arbeite, welches er doch wohl von seinen Leuten könne verrichten lassen. Der Prediger erwiederte, daß er täglich einige

U u 2

Stun.

Stunden sich hier beschäftige, wovon er nicht nur den Nutzen habe, welchen Bewegung im Freien gewähre, sondern wodurch er auch noch sich jährlich eine kleine Summe erwerbe, welche er sehr gut brauchen könne, da die Einnahme von seinem Amte eben nicht beträchtlich sey. Peter schrieb sich sogleich den Namen des Dorfes und des Predigers in seine Schreibtafel, um, wie er sagte, in Rußland seinen Geistlichen diesen als ein Muster vorzustellen.

Steinau. Von seiner Aufmerksamkeit auf Alles fällt mir auch folgendes Beispiel ein. Es wurde ihm einmal in einem kleinen teutschen Städtchen im Wirthshause ein schönes Vorlegeschloß zum Kaufe angeboten. Peter, der ein Kenner von mechanischen Arbeiten war, fand, als er das Schloß genau betrachtete, daß es sehr gut gearbeitet sey, und erkundigte sich nach dem Meister, der es verfertigt habe. Sobald er hörte, daß er in dem nämlichen Städtchen wohnte, gieng er zu ihm, und da er hier noch mehrere Arbeiten sah, welche von der Geschicklichkeit des Schlossermeisters zeigten, rieth er ihm, nach Petersburg zu gehen, wo er dann gewis für ihn sorgen wolle.

Meine Kinder wünschten noch mehrere Nachrichten von Peters Wißbegierde auf seinen Reisen zu hören — und Herr Werner nahm das Wort: Wie sehr er alles Gepränge auf seinen Reisen vermied, und nur dazu seine Zeit anwenden wollte, um sich zu unterrichten, beweist folgendes:

Auf seiner zweiten Reise besuchte er auch Berlin, wo er des Nachts ankam. Der damalige König schickte, sobald er früh von Peters Ankunft benachrichtigt wurde, sogleich eine Anzahl Staatswagen mit mehreren Hofleuten ab, um ihn und sein Gefolge mit aller Pracht nach Hofe zu führen. Peter aber, der so etwas gar nicht liebte, ließ sich um den Wagen und die Hofleute ganz unbekümmert, und schickte nach einigen Russen, welche eben in Berlin sich aufhielten, um hier verschiedenes zu lernen. Mit diesen unterredete er sich, und als er damit fertig war, gieng er durch eine andre Thüre und über andre Strassen zu Fufe in das königliche Schloß. Der König wunderte sich nicht wenig darüber, daß Peter allein kam, dieser sagte ihm aber, daß er manchen Tag wohl zehnmal weiter zu Fufe gehe, auch sey er nicht nach Berlin gekommen,

men, um in Staatswagen zu fahren, sondern um sich die Merkwürdigkeiten der Stadt zu besehen. Der König mußte also seinen Leuten sagen lassen, sie möchten nur mit den leeren Kutschen wieder zurückkommen.

Steinau. Wenn Peter wohin kam, wo berühmte Männer begraben lagen, da besuchte er ihre Grabstätten und bezeigte seine Ehrfurcht und Achtung für ihre Verdienste. Als er in Paris das Grabmahl des Kardinals Richelieu, eines der größten Staatsmänner, sah, umarmte er dessen Bildniß, und sagte: Ach! daß Du nicht mehr lebst, ich wollte dir die Hälfte meines Reichs geben, damit du mich die andre Hälfte regieren lerntest. — Als er 1716 durch Wittenberg reiste, ließ er sich in die Schloßkirche führen, wo der berühmte Luther begraben liegt. Hier betrachtete er aufmerksam die metallne Platte auf seinem Grabe, wo er in Lebensgröße gegossen ist, so wie das an der Wand aufgestellte Gemälde, welches der berühmte Maler, Lukas Cronach, Luthers Freund, verfertigt hat. Das hat der große Mann gar wohl verdient, rief er aus. Dann ließ er sich in das Haus führen, wo Luther gewohnt hatte,

hatte, und schrieb zum Andenken, daß er auch hier gewesen sey, seinen Namen an die Wand.

Gustav. Sieht man das Geschriebene noch?

Steinau. Ja, um es zu erhalten, ist die Stelle mit weißem Blech eingefast, und mit einem Gitter versehen worden, durch welches man den Namen Peter, russisch Pitr, noch deutlich lesen kann.

Walther. Er kaufte auch auf seinen Reisen nicht nur Bücher, und eine große Anzahl mathematischer Instrumente, auf, sondern auch eine große Sammlung von Naturalien, welche er nach Petersburg schickte, und dort aufstellen ließ. Dies letztere that er denn, damit seine Russen durch Betrachtung dieser Dinge ihren Verstand ausbilden sollten. Er brachte nachher immer wöchentlich mehrere Stunden in diesem Naturalienkabinet zu, und um andre zur Besichtigung desselben zu reizen, gab er den Befehl, daß diejenigen, welche hinkamen, um diese Seltenheiten zu sehen, mit Kaffee und Wein traktirt würden, und selbst gemeine Leute mußten, wenn sie kamen, herumgeführt und es mußte ihnen alles erklärt werden.

Meine Kinder dankten uns für die lehrreiche Unterhaltung und nahmen sich's vor, auf der bevorstehenden Reise gewis auch recht aufmerksam zu seyn, und auch Manches zu lernen, womit sie sich oder andern nützen könnten.

Gustav meinte, Peter verdiene desto mehr Hochachtung, da er als Prinz nicht nöthig gehabt hätte, sich so viele Mühe zu geben, und doch sich keine Mühe habe verdriessen lassen.

Das Lernen verdross ihn nicht, sagte Herr Walther, er bedauerte nur, daß er nicht gleich von Jugend auf dazu angehalten worden war, und sagte oft, er wollte gern einen Finger von seiner Hand darum geben, wenn er, gleich von seiner ersten Jugend an, gut unterrichtet worden wäre.

Unter diesen Gesprächen hatten wir den Abend verbracht, die Glocke schlug zehn, und erinnerte uns an die tägliche Reise ins Bett. Herr Steinau und Werner empfahlen sich, wurden von den Kindern bis an die Hausthüre begleitet, und hier wurde Herr Steinau nochmals ersucht, mitzureisen. Er versprach, wenn es ihm nur einigermaassen möglich

lich

lich wäre, ihnen diese Freude zu machen, und den Dienstag Abends uns von seinem Entschlusse Nachricht zu geben. —

Mit Ungeduld sahen wir alle dem Dienstage entgegen, wo Eduard Nachmittags ein Billet von Herrn Steinau zugeschickt erhielt, folgenden Inhalts:

Lieber Eduard!

„Ich reise morgen noch mit, und da ich einen zweisitzigen Wagen nehme, so könnte ich noch recht gut eine Person fortbringen. Frage nun bei Deinem Vater an, ob er es erlauben wolle, daß Du mitfahren darfst? Den Donnerstag früh um sechs werde ich dann vor Eurem Hause seyn. Packe also Deine Siebensachen zusammen, wenn Dein Vater gesonnen ist, Dich mitzunehmen. Auch schicke ich Euch hier ein Reiseliedchen, Ihr werdet es leicht nach der beigelegten Melodie singen lernen, und es soll uns auf der Reise manchmal aufheitern.“

In vollem Gallop kam Eduard auf meine Stube gerennt, und überreichte mir den Brief. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit beobachtete er während dem Lesen alle meine Mienen, nahm mich nach dem Lesen bei
der

der Hand und da ich sein: Nun lieber Vater? mit den Worten beantwortete: Ich bin das zufrieden, wußte er nicht, wie er seinen Dank und seine Freude deutlich genug ausdrücken sollte. Bald küßte er meine Hand, bald die Wangen, bald las er den Brief noch einmal, bald einen Vers aus dem Liedchen. Das muß ich geschwind meinem Geschwister sagen — mit diesen Worten war er schon zur Thüre hinaus, um die frohe Neuigkeit zu verkünden. Er mußte nachher selbst zu Herrn Steinau gehen, und diesem für sein gütiges Anerbieten danken. Die Melodie des Reiselieds wurde an diesem Abende noch auswendig gelernt, und das Lied selbst in das Buch eingetragen, welches sich die Kinder gemacht, und in welchem sie sich mehrere Lieder gesammelt hatten, um auf der Reise sich froh zu singen.

Reise.

Lebhaft.

N. Kinderfr. 4. B.

Einer.


Zuch-



hei - sa wie rol - len zum Tho - re hin - aus, und la - chen euch Städ - ter herz - in - nig - lich aus.



Nun, Schwager! fahr zu ü - ber Stock über Stein, wir



wol - len uns den - noch des Kumpelns er - freun, wir wol - len uns den - noch des Kumpelns er - freun.

Marschmäßig.

Alle.

Ber

sich über hol-prige Pfa = de, wer sich über Sto = se be = klagt,

der wird dann so-gleich oh = ne Gna = de, von uns aus dem Wa gen ge = iagt von

uns aus dem Wa = gen ge = iagt.

Reiseliedchen.

Einer.

Zuchheisa! wir rollen zum Thore hinaus,
 Und lachen euch Städter herzinniglich aus.
 Nun Schwager fahr zu über Stock über
 Stein,
 Wir wollen uns dennoch des Kumpelus
 erfreun.

Alle.

Wer sich über holprige Pfade,
 Wer sich über Stöße beklagt,
 Der wird denn sogleich ohne Gnade
 Von uns aus dem Wagen geiagt.

Einer.

Lebt wohl ihr Langschläfer im fedrigen
 Nest,
 Die oft erst Glock acht Uhr der Schlum-
 mer verläßt.
 Reibt ihr noch die Augen, den Theetisch zu
 sehn,
 Dann singen wir längst schon: Ei eia, wie
 schön!

Alle.

Langschläfer dort hintern Gardinen,
Zieht immer die Müß' übers Ohr.
Die kann uns nun einmal nicht dienen —
Wir ziehen den Reisehut vor.

Einer.

He Schwager! fehlt ihm etwa, lustig
zu seyn,
Ein dampfendes Pfeifchen? so stopf' ers
nur ein —
Zuchheisa! nur brav mit der Peitsche ge-
knallt,
Das klingt gar so herrlich im einsamen
Wald.

Alle.

Es lebe der Schwager, der zeitig
An Ort und Stelle uns bringt!
Es lebe das Echo, das freudig
Uns iede Silbe nachsingt!

Einer.

Horcht Brüder und Schwestern mit lau-
schendem Ohr,
Die Vögelein singen ein Liedchen uns vor,

Und naschen und picken auf Bäumen und
Flur
Ihr Brod aus den Händen der Mutter
Natur.

Alle.

Singt ihr uns wohl Glück auf die
Reise?

Nehmt hin unsern herzlichen Dank!
Wohl schmeck' euch die ländliche Speise
Zu eurem Morgengesang.

Einer.

Im Wagen sitzt man nicht beim festli-
chen Schmaus,
Da langt man nur Schnitten und Schin-
ken heraus.
Doch schmeckts da weit besser als Marzipan,
Drum dächt' ich, wir schnitten den Vorrath
nun an.

Alle.

Ei, eia der Reisenden Messer
Weis gar nichts von Marzipan,
Das schneidet, auf Ehre! weit besser,
Ein hausbacknes Brodchen uns an.

Einer.

„Es ist auf der Reise! Ein Schlück-
chen Wein
„Mag heute die Herzen der Kinder erfreun“
So sprachen Sie oft, lieber Vater, und
sahn
Uns freundlich und lächelnd der Reihe
nach an.

Alle.

Die Morgenluft röthet die Wangen,
Und pfeift in die Ohren gar fein,
Rothkehlchen hab'n wir gefangen,
Lieb Väterchen, schenke doch ein.

Einer.

Ihr Bäumchen und Wiesen, so bleibet
doch stehn!
Was lauft ihr denn fort? ei, ei, das ist
nicht schön! —
Doch leset zuvor noch in unserm Gesicht,
Wir neiden den Weg nach dem Städtel
euch nicht.

Alle.

Lauft Bäumchen und Wiesen! wir neiden
Den Weg nach dem Städtel euch nicht,

Heut sehn wir nur vorwärts mit Freuden
Und rückwärts mit finstern Gesicht.

Einer.

Und weicht auch ein schauriger Regen
uns ein,
Wir würden uns dennoch des Reisens er-
freun.
Und lies' uns der Wind keinen Augenblick
Ruh,
Wir lachten ihn aus und — knöpften
uns zu.

Alle.

Ha! Winde und Regen! wir lachen
Euch Schäfer herzlichlich aus,
Und solltet ihrs gar zu arg machen,
Giebt's wohl noch ein friedliches Haus.

Einer.

Da spricht denn ein freundlicher Gast-
wirth: „Herein!
„Gebadete Mäuschen, und trocknet euch
fein.“
Und wären auch Speise und Bette nur
schlicht,
Je nun, auf der Reise, da kümmert's uns
nicht.

Alle.

Wir schlafen im traulichen Stübchen
Auf blanker Erde gar froh,
Nur kleine verzärtelte Bübchen
Berachten das Lager auf Stroh.

Einer.

So wird denn geschlafen, erzählt und
geneckt,
Bis endlich der Schwager die Reisenden
weckt.
Und wer da noch lange am Schläfe sich
legt,
Dem wird eine Mütze statt Hut aufge-
setzt.

Alle.

Der Reisehut ziemt nicht dem Trägen,
Die Schlafmütze kröne sein Haupt.
Im Städtel mag er sich wohl pflegen,
Doch Pilgern ist das nicht erlaubt.

Einer.

So eilt denn ein Tag um den andern
dahin,
Schnell, wie unsre Rößchen das Wägelein
ziehen.

Auf einmal heißt's: Schwager! Nun Halte
gemacht,
Ihr Kinder steigt aus! denn die Reis' ist
vollbracht.

Alle.

Drum klatscht noch recht froh in die
Hände,
Denn unvermerkt fliehet die Zeit;
Bald hat auch das Reisen ein Ende,
Ach wäre das Ende noch weit! — —

Endlich brach der längst sehnlich erwartete Tag an. Die Kinder ließen sich nicht dreimal wecken, sondern waren beim ersten Rufe aus den Federn, und in kurzer Zeit reisefertig. Alles war nun bereit, Herr Steinau erschien mit seinem Wagen. Wo haben Sie Ihren Bedienten? riefen ihm die Kinder zu. Dieser bekam gestern einen Brief, erwiederte Herr Steinau, daß sein Vater in Wurzen krank läge, und da machte ich ihm die Freude und erlaubte ihm, seinen kranken Vater indes zu besuchen, weil ich nicht zu Hause bin. Ich will nun einmal sehen, wie ich mir ohne Bedienten forthelfe.

N. Kinderfr. I. J. 4. B. F x Edu

Eduard. Da werde ich Sie bedienen.
Gustav und Franz versicherten das Nämliche. Herr Steinau meinte, sie möchten nur nicht zu viel versprechen. —

Beim Abschiede wurden die Mitfahrenden gebeten, ia recht fleißig zu schreiben, und nachdem wir uns der Reihe nach umarmt, und ein herzliches Lebewohl einander gewünscht hatten, wurde eingestiegen. Die Wagen rollten fort, und indem wir die Gasse hinfuhren, sahen wir uns noch oft nach den Unsrigen um, welche in der Thüre standen, und uns winkten, so lange ihnen der Wagen sichtbar war.

Das Merkwürdigste nun, was uns begegnete, was wir sahen und hörten, und was meine Kinder sich aufzeichneten, findet Ihr in den hier abgedruckten Briefen, welche sie von Zeit zu Zeit nach Hause schrieben, und woraus Gustav und Agnese nach der Rückkehr ein vollständiges Tagebuch zusammensetzten. Ich war anfänglich gesonnen, Euch dieses Tagebuch mitzutheilen, wie ich auch im letzten Bändchen versprach, glaubte aber nachher, daß es Euch noch angenehmer und nützlicher seyn würde, die Briefe selbst zu lesen, und lasse also diese geradezu abdrucken.

Gustav an seine Mutter.

Bauzen, am 6ten Junius, 1794.

Wir haben gestern glücklich das Ziel unsers ersten Reisetages erreicht, und sind wohlbehalten hier angekommen. Daß uns die Zeit unterwegs lang geworden sey, darüber haben Sie uns auf unsern Reisen nie klagen hören, und es war auch diesmal nicht der Fall, die Stunden strichen unter mancherlei Gesprächen uns schnell dahin.

Das Murren unsers Kutschers, als er beim Chaussee Hause *) seinen Beutel ziehen,
K r 2 und

*) Chausseen — mit fleingemachten Steinen gepflasterte Straßen, die in der Mitte etwas erhaben, auf den Seiten abschüssig sind. Da die Anlegung und die Unterhaltung solcher Straßen viel kostet, so werden gewöhnlich bei ihnen Häuser erbauet, wo ieder Reitende oder Fahrende einen kleinen Beitrag zur Bestreitung der Kosten entrichten muß.

und etwas zahlen mußte, veranlaßte unsern Vater zu der Bemerkung, daß der Mensch so selten sich gewöhne, von allen Dingen in der Welt die gute Seite aufzusuchen. Er wisse sich, sagte er, noch gut zu erinnern, daß man sonst wohl anderthalb Stunden habe fahren müssen, ehe man den Gasthof zum weissen Hirsch erreicht habe, den wir jetzt in drei Viertelstunden schon hinter uns haben würden. Ueberdies hätten bei dem schlechten sandigen Wege die Pferde weit mehr sich anstrengen müssen, und wären also viel eher müde geworden, als jetzt, auf der vortreflichen Chaussee. Gleichwohl, sagte er, murt unser Fuhrmann, und gewis machen es viele andre nicht besser. Mancher Fuhrmann hat sich Stränge und Riemen bei dem ehemaligen schlechten Wege hier zerrissen, mancher sein Pferd eingebüßt, und nun sie einen kleinen Beitrag zu den Kosten geben sollen, welche auf die Anlegung und Ausbesserung der Strafe verwendet worden sind, von der ihr Wagen, ihr Geschirr und ihr Vieh den Nutzen hat, sind sie nicht zufrieden. Wir unterhielten uns lange über die Gewohnheit der Menschen, gern das zu tadeln, was da ist,

ist,

ist, und es anders zu wünschen, und wenn es dann anders ist, doch nicht zufrieden zu seyn. Unser Vater und Herr Walthar nahmen Gelegenheit, uns die Lehre recht einzuschärfen, von Allem in der Welt die bessere Seite aufzusuchen, und dadurch Zufriedenheit zu lernen. Uebrigens freueten wir uns der schönen Chaussee, und machten mancherlei Bemerkungen über die Wirkungen, die der menschliche Fleiß hervorbringen könne und von denen wir nur allein seit unsrer Abfahrt von Hause mehrere anführen konnten. Dort, hieß es, hat man eine Strasse über die Elbe gebauet, die uns nun ganz sicher darüber führet, hier, wo sonst lauter Sand war, ist jetzt harter derber Weg, die nahe, ehedem sandige und wüste Gegend, ist zum Theil in schöne Gärten verwandelt worden, wo jetzt die Weinberge mit ihren süßen Trauben prangen, waren sonst steinigte unfruchtbare Berge — so unterhielten wir uns eine lange Weile über die Wirkungen des Fleißes der Menschen auf unsrer Erde. — Nachdem wir den weissen Hirsch und noch zwei Dörfer zurückgelegt hatten, kamen wir in das große Holz, die Dresdner Heide genannt.

Vorher ergöhten wir uns nicht wenig an der schönen Aussicht, welche wir links auf eine weite Fläche hatten, wo Dörfer, Wälder und fruchtbare Fluren mit einander abwechselten. Rechts war die Aussicht sehr beschränkt, durch kleine Berge, die uns ganz nahe lagen, oben meistens mit wenig Wald bewachsen, und auf den Abhängen mit Flachs und Getreide besäet waren.

„Ein Haus auf einem Wagen“ rufte Eduard auf einmal zum vordern Wagen heraus, in dem er mit Herrn Steinau fuhr. Wir sahen uns um, und es war — wie Sie leicht errathen werden — nichts anders, als eine Wachhütte, welche der Besitzer auf einen Wagen geladen hatte, um sie an eine andre Stelle zu führen. „Das sollen sie mir wohl bleiben lassen“ sagte Franz, ein ganzes Haus auf einen Wagen zu laden. Und doch geschiehet das, erwiederte Herr Walther, und erzählte uns, daß man in Rußland ganze Häuser von Holz öffentlich verkaufe, die der Käufer dann auseinander nehmen, Stückweise aufladen, und an Ort und Stelle schaffen könne, um sie daselbst zusammenzusetzen. Der Mangel an Steinen, mache es
in

in Rußland nöthig, sich mehr der hölzernen Häuser zu bedienen, daher es denn auch komme, daß nicht nur die Gassen in vielen Städten, sondern selbst Straßen von mehreren Meilen, statt gepflastert zu seyn, mit Balken und Stämmen belegt wären. Agnese meinte, es sey doch gar nicht gut, daß man in der Welt das Seinige so bewachen müsse, um nicht bestohlen zu werden, und daß selbst die Früchte auf dem Felde vor der Raubsucht böser Menschen nicht sicher wären. Wir erfuhren aber, daß die Wächthütten auf den Feldern bei der Heide weniger um der zweibeinigten, als um der vierbeinigten, Diebe willen da wären, indem das Wild des Nachts aus dem Walde hervorkömmt, und sich an den Früchten sättigt, wenn es nicht durch die Wächter vertrieben wird. Wir sahen auch bald in der Heide einige Hirsche und Rehe über den Weg laufen, und Agnese war immer nur in Angst, daß nicht etwa wilde Schweine uns anfallen und gar unserm Leben ein Ende machen möchten.

Auf einem freien Platze in der Heide zeigte sich uns rechts, in einer ziemlichen Entfernung, die alte Bergfestung Stolpen und das
darun-

ter angebaute Städtchen. Der Vater erzählte uns so manches von dem sonderbaren Felsen, auf welchem dieses Schloß steht, und den die Natur aus lauter Basaltsäulen geformt hat, von welchem harten Steine auch das Schloß selbst gebauet ist, das aber jetzt größtentheils zerstöret ist. In dessen gab uns der Vater die Hofnung, ehstens eine Reise nach Stolpen mit uns zu machen, damit wir die Ueberreste dieser alten Festung und den hohen Basaltberg auch zu sehen bekämen, da wir bis jetzt nur einige wenige Basaltsäulen an den Gassenecken in Dresden gesehen haben. Er versprach auch überhaupt, er wollte ins künftige seine Arbeit so einzurichten suchen, daß er zuweilen eine kleine Reise zu Füsse mit uns machen könne, damit wir noch genauer auf alles Acht haben, und noch mehr von unsern Reisen lernen möchten. Im Wagen, meinte er, könne das nicht so gut geschehn, weil man da zu geschwind bei vielen Gegenständen vorbeieile, die doch mehr Aufmerksamkeit verdienten. Dies Versprechen war uns denn äußerst angenehm und wir freueten uns alle auf die Erfüllung desselben.

In

In Fischbach, wo wir frühstückten, gab unser Franz einmal wieder einen Beweis seiner Unvorsichtigkeit, wurde aber auch sehr dafür bestraft. Er hatte vor dem Wirthshause in einer Mauerecke eine Anzahl Wespen entdeckt und wollte nun sich einen Spas mit ihnen machen. Indem er aber mit dem Stocke nach ihnen stach, gerieth er in ein ganzes Nest und das bekam ihm freilich sehr übel. Die Wespen brachen mit aller Macht hervor, um sich an dem Störer ihrer Ruhe zu rächen. Franz erhob ein schreckliches Geschrei, welches denn uns, den Wirth, und alle Leute im Hause, herbeilockte. Die Wespen wurden mit Mühe endlich verjagt, aber auf der rechten Hand hatten einige Franzen so derb gestochen, daß sie außerordentlich schwoll. Zum Glück stand eben warme Milch am Feuer, in welche Franz die Hand stecken mußte, nachher wurde Essig und Lehm aufgelegt, und dieses Pflaster fleißig wiederholt, so daß die Geschwulst sich bald ganz gesetzt, und die Hitze sich herausgezogen hat. Die dicke Hand ist auch Ursache, daß er nicht schreiben kann. Er bekam über seine Unvorsichtigkeit einen derben Beweis, aber dieser mochte ihn gewiß nicht so schmer-

Schmerzen, als daß ein treuherziger Bauerknabe ganz trocken zu ihm sagte: Es war aber auch recht dumm von Ihm, daß er in ein Wespennest stach. Franz konnte es gestern den ganzen Tag über nicht vergessen, daß er dumm geheissen worden war.

Die Gebäude, welche der Blitz vorm Jahre in Hartha, einem Dorfe, durch welches wir bald darauf kamen, beschädigte, waren noch nicht alle wieder aufgebauet. Wir liessen uns von einem Einwohner die Geschichte des traurigen Tages erzählen, und konnten uns recht lebhaft in die Lage solcher Unglücklichen denken, die in ein paar Augenblicken alle das Ihrige verlieren.

Auf den Feldern, bei denen wir nun vorbeifuhren, sahen wir, bis nach Bauzen, die Spuren des Sturmes und der Schlossen, welche vorigen Sommer auch uns heimsuchten. Hier war, so wie auf vielen Feldern bey Dresden, ein großer Theil der gehofsten Aernde vernichtet. Da wir jetzt einigemale bergunter und bergan fahren mußten, so stiegen wir alle aus, um es den Pferden zu erleichtern. Wir bedauerten denn gemeinschaftlich die guten Menschen, welche durch
Blitz

Blitz und Sturm und Schlossen gelitten hatten. Es ist zu beklagen, sagte Herr Steinau, daß es Einrichtungen in der Natur giebt, durch welche Menschen so oft des Ihrigen beraubt werden, wie Blitz und Hagel und Erdbeben und Wasserfluthen. Aber, daß auch Menschen einander in so eine Menge Uebel und in so manche Noth stürzen, welche sie einander ersparen könnten, das ist noch trauriger, weil ienes unvermeidlich ist, und in der Natur seinen Grund hat, dieses aber vermieden werden könnte. Hier erinnerte er uns an die Stadt Cussel im Zweibrückischen, wo neulich die Einwohner von den Franzosen den Befehl erhielten, sogleich ihre Stadt zu räumen, worauf diese in Brand gesteckt, und in kurzer Zeit in einen rauchenden Aschenhaufen verwandelt wurde. Schrecklich, sagte er, mag es seyn, das Seinige im Feuer aufgehen zu sehen, das der Blitz entzündet hat, aber der Gedanke, daß es nicht zu verhüten war, muß dabei uns trösten und beruhigen. Wenn aber so muthwillig Häuser und Städte eingeäschert werden, wenn der Einwohner von ferne stehet, und den Feind das Seinige mit Vorsatz verderben sieht —

sieht — das muß zehnmal mehr wehe thun. Wir sprachen darüber, wie gut es sey, daß jetzt nicht mehr so gesengt und gebrennt würde, wie in den ehemaligen Kriegen. Da wir uns eben Bischofswerda näherten, dessen hohen Kirchturm wir von weitem schon erblickten, so erzählte uns Herr Walther, daß auch diese Stadt in dem Hussitenkriege einmal ganz abgebrannt worden wäre, nachdem die Feinde vorher alles geplündert, die Leute schrecklich gemishandelt, und selbst Kinder nicht verschont hätten. Auch im dreißigjährigen Kriege wurde sie von kaiserlichen und schwedischen Truppen geplündert und zum Theil eingeäschert.

Wir stiegen wieder auf, und waren bald in Bischofswerda, der letzten meißnischen Stadt. Sie liegt in einem Kessel von Bergen, ist klein, die Häuser sind meistens nur mit Schindeln gedeckt und die Giebel vorn heraus gebauet. Die umliegende Gegend muß eine der fruchtbarsten seyn, denn überall standen die Früchte reichlich und schön. Wir bestiegen noch vor Tische den ziemlich hohen Kirchturm, und besahen uns von da die umliegende Gegend. Nach Tische spazierten

gierten wir in der Stadt und vor dem Thore herum. Bischofswerda hat einen Graben und eine Ringmauer, von welcher aber Franz bemerkte, daß sie wohl seit der Hussiten Zeiten, oder seit dem dreißigjährigen Kriege wenigstens, nicht ausgebessert seyn möchte, denn sie war hin und wieder gar sehr verfallen. Tuchmacher und Strumpffstricker machen einen großen Theil der hiesigen Einwohner aus. Wir giengen in die Walkmühle, wo wir sahen, wie viele Mühe dazu gehöre, ehe das Tuch von aller Unreinigkeit so gesäubert ist, daß es alsdenn gefärbt werden kann. Die Bürger haben auch gar schöne Felder, Wiesen und Teiche, unter denen der ehemalige Bischofsteich der größte ist. Das hiesige Bier ist immer berühmt gewesen, und sonst selbst nach Dresden für die kurfürstliche Tafel geschafft worden. Mit Garn und Leinwand wird, so wie mit Tuch, viel Handel getrieben, und die Gartengewächse gerathen so gut, daß sie zum Theil auswärts verführt werden. Vor dem einen Thore ist der Schützenplatz und in der Nähe eine recht hübsche Allee angelegt. Nachdem wir von unserm Spaziergange zurückgekehrt waren, setzten wir uns bald wieder auf.

Unter mancherlei Gesprächen kamen wir noch durch einige Dörfer, unter denen besonders Gödau, eine Meile vor Bautzen, merkwürdig ist. Ehedem hat ein bischöfliches Schloß hier gestanden. Hinter Gödau erblickten wir Bautzen in einiger Entfernung auf einer Anhöhe. Es nimmt sich, besonders wegen des etwas abwärts liegenden Schloßes Ortenburg, von weitem sehr gut aus. Als wir um einen Theil der Stadt herumfuhren, gefiel uns besonders die Lage der Häuser, welche am Abhange des Berges, zwischen den Stadtmauern und der Spree, die unten im Thale vorbeifließt, erbauet sind, Die Gasse, durch welche man von Dresden her in Bautzen einfährt, hat mehrere schöne Häuser, besonders fällt das gerade gegenüber stehende Rathhaus mit seinem hohen Thurme sehr gut in die Augen. Wir stiegen bei unserm Vaters Freunde, dem Kaufmann W. ab, welcher uns schon erwartet, und alles zu unserm Empfang vorbereitet hatte. Ueber Tische wurde bestimmt, wohin wir heute unsern Wanderstab setzen wollten, und dann giengen wir schlafen, um von den Strapazen der Reise auszuruhen. Ich stand
ein

ein Stündchen eher auf, um Ihnen zu schreiben, Eduard trug mir einen kindlichen Gruß an Sie auf, und bat mich, ihn noch ein Weilchen schlafen zu lassen. Franz entschuldigt sich diesmal wegen seiner Hand, wird aber das nächstemal schreiben. Agnese legt ein Briefchen an Elise bei. Ihr Gustav.

Agnese an Elise.

Da wär' ich denn schon sieben Meilen von Dir entfernt, liebes Schwesterchen, denn so weit rechnet man von Dresden bis Bautzen. Ich wünschte nur, Du hättest an unsrer Freude Theil nehmen können, indessen da Du das nicht konntest, so halte ich es um desto eher für meine unerlaßliche schwesterliche Pflicht, Dir fleißig zu schreiben. Der Morgen war, wie Du weißt, herrlich. Als wir an den Raumannischen Weinberg*) kamen, ruste Herr Steinau, welcher vor uns herfuhr, aus dem Wagen: ich dachte, wir stiegen hier ein wenig aus, und giengen zu
Fuße,

*) Drei Viertelstunden von Dresden.

Fuße, der Weg geht ohnehin bergan. Der Kutscher hielt, wir hüpfen heraus. Ein prächtiger, ein herrlicher Morgen, rief eines dem andern zu, und wir Geschwister führten uns traulich bei der Hand, guckten zuweilen nach dem lieben Dresden hin, wo wir die gute Mutter, Dich und Bruder Heinrich, wußten, suchten die Gegend unsers Hauses auf, und wünschten, daß wir die lieben Unsrigen bei der Rückkehr recht gesund antreffen möchten. Herr Steinau, Herr Walther und der Vater giengen voraus, die Vögel stimmten um die Wette ihr Morgenliedchen an, auf einmal drehte sich Herr Steinau um, und sang die schönen Worte, aus dem Gesange: Lobt den Herrn — Aus den Wipfeln in den Lüften singet ihm der Vögel Chor. Wir alle stimmten dann noch einmal das ganze schöne Morgenlied mit einer Empfindung an, wie wir es vielleicht nicht oft gesungen haben. Herrn Steinau's Reiselied und noch ein paar unsrer Lieblingsgesänge folgten diesem, wie das schöne: Wohlan, wir sind zur Stadt hinaus &c. Unter frohem Gesange erreichten wir den Hirsch. Einige Landleute

leute, die uns begegneten, freueten sich laut über unser Chor, und wünschten uns einen freundlichen guten Morgen. Auf der Höhe labten wir uns noch einmal an dem Blicke auf Dresden, und die liebe Elbe, die sich so schön schlängelt, warfen den Unsrigen noch ein paar Abschiedsküsse zu, stiegen wieder ein, und rollten zwischen lachenden Feldern, durch einige Dörfer, in die Heide. Hier hatten wir manche Unterhaltung. Vor einigen Schenkgiebeln, die mitten im Walde errichtet waren, erquickten sich müde Wanderer mit einem Trunke, und wir waren froh, in einem Lande zu reisen, wo es nicht weite, wüste, unbebaute Flecke gibt, wie etwa in Russland, von denen uns Herr Steinau oft erzählt hat. —

Eben, als wir Nachmittage von Bischofswerda abfahren wolten, kam eine Extra-post, welche eine polnische Dame führte. Wir erfuhren, daß es die Gemahlinn eines Fürsten sey, die sich bei den gegenwärtigen Unruhen entferne, und daß es ihr viele Mühe gekostet habe, glücklich aus Warschau zu entkommen. Wie freueten wir uns, in ei-

N. Kinderfr. I. T. 4. B. V y nem

nem Lande zu seyn, wo wir ruhig und sicher reisen könnten!

Das konnte man sonst hier auch nicht allemal, sagte Herr Walther, als wir hinter Bischofswerda, bei dem Dorfe Schmölln, in ein Gehölze kamen, denn dieses Holz steckte sonst häufig voll Raubgesindel, welches die hiesige, so belebte, Strase sehr unsicher machte, und den Wandrer nicht selten des Seinigen beraubte, auch wohl gar ihm das Leben nahm. Schüchtern sahen wir uns um, ob auch ietzt noch so etwas vorkommen könne, Herr Walther versicherte aber, daß wir sehr ruhig reisen könnten, indem der gegenwärtige Besitzer dieses Waldes ihn ganz von solchen Bewohnern gesäubert habe.

Gegen sechs Uhr kamen wir glücklich nach Bautzen, und fanden einen guten freundschaftlichen Wirth an dem Kaufmanne W. Meine Brüder machten bald mit den iungen W's Bekanntschaft. Ich mußte zwar eine ähnliche Bekanntschaft entbehren, weil Herr W. keine Töchter hat, aber die Frau vom Hause, eine sehr gefällige Frau, geht mit mir so zärtlich und liebevoll um, als wäre ich ihre Tochter, und ich habe, seit ich bei ihr
bin,

bin, schon manches gelernt. Ich habe gesehen, daß sie eben so sehr sich um alle Kleinigkeiten der Wirthschaft kümmerte, als sie sich mit uns gut zu unterhalten wußte. Herr Steinau wollte anfänglich nicht mit da bleiben, und war mit Eduard in einem Gasthose abgestiegen, allein er mußte auch an unsrer Wohnung Theil nehmen. Unsre Wirthinn ist ein ganz armes Mädchen gewesen, und ihr sehr reicher Mann hat sie geheirathet, weil er bemerkt hatte, daß sie eben so viele wirthschaftliche Kenntnisse besaß, als sie ausserdem eine gute Gesellschafterinn war. Heute wollen wir nun einen Spaziergang in die Stadt und die umliegende Gegend anstellen, und eben kömmt meine gute Wirthin, um zu sehen, ob ich aufgestanden sey? Sie freuete sich, mich schon angezogen zu finden, und trug mir, als sie hörte, ich schriebe nach Hause, auf, sie meiner lieben Mutter zu empfehlen. — Ich bitte, daß Du dieses thust, und auch mich ihrem mütterlichen Andenken empfehlst.

Deine Agnese.

Gustav an seine Mutter.

R*** bei Zittau, am 9. Jun.

Beste Mutter!

Heute werden Sie einen langen Brief von mir erhalten. Auch Agnese, Eduard und Franz wollen Briefe beilegen, und ich wünsche Ihnen recht viel Geduld, um sie alle durchzulesen. Wir machen uns ein nicht geringes Vergnügen daraus, Ihnen alles zu schreiben, was wir auf unsrer Reise Merkwürdiges gesehen und gehört haben.

Unser Wirth hielt sein Versprechen, uns die Merkwürdigkeiten seines Ortes zu zeigen. Schon früh um acht Uhr waren wir alle auf den Beinen, und traten unsre Wanderschaft an. Um erst den Umfang der Stadt Bauzen ganz übersehen zu können, bestiegen wir den hohen Thurm der Domkirche. Diese liegt auf dem höchsten Platze der Stadt. Die Aussicht, welche wir von hier über die ganze Stadt und Gegend hatten, war so reizend, daß wir uns lange nicht davon losmachen konnten. Hier übersahen wir ganz Bauzen, und bemerkten, daß die Stadt eine Menge grose und schöne Häuser habe. Hin und wieder sahen wir neugedeckte Stücke von

Dach, und erfuhren, daß der neuliche Sturm, welcher mit seiner ganzen Stärke aus der Gegend von Dresden hieher kam, so manches Dach abgedeckt habe. Wir konnten es uns denken, wie schrecklich es auf dem Thurme seyn müßte, wenn es stürmte, blitzte und donnerte, und erkundigten uns beim Thürmer, ob es nicht zuweilen in den so hohen Thurm einschläge? „Ja, sagte er mit einer bedeutenden Miene, das ist schon oft der Fall gewesen. Seit ich Thürmer bin, habe ich schon sechsmal das Unglück gehabt, daß der Blitz hier einkehrte.“ Und nun zeigte er uns die Stelle, wo der Blitzstrahl gewöhnlich hereingedrungen war. Jetzt hat man daselbst einen starken Drath als Ableiter angebracht. Wir gaben denn eines dem andern zu verstehen, daß wir nicht Thürmer seyn möchten, freueten uns aber, da wir hörten, daß der gute Mann einigemale, da ihm der Blitz Schaden verursachte, vom Rathe und etlichen Kaufleuten beschenkt wurde. Eine Menge Laternen, welche auf dem Thurme hiengen, waren dazu bestimmt, die Treppen zu erleuchten; wenn etwa Feuergefähr eintreten sollte, welches hier sehr leicht geschehen

schehen könnte, da der ganze Thurm und alle Treppen bloß von Holze sind.

Die Kirche selbst ist sehr groß und beinahe sechshundert Jahre alt. Nach der Reformation haben sich die Lutheraner und Katholiken in sie getheilt. Die erstern haben die größere Hälfte. Ein hölzernes Gitter scheidet beide von einander. In der Sakristei der katholischen Kirche zeigte man uns eine Menge schöne Messgewände, unter denen welche waren, die die Kurfürstinnen von Sachsen gestickt hatten, andre von den Nonnen der Klöster Marienstern und Marienthal in der Oberlausitz, Bischofsmützen, einen Bischofsstab, den der Pabst hieher geschenkt hat, und eine Menge silberne Gefässe.

Von hier gieng es auf das nicht weit davon liegende Schloß Ortenburg, ein großes Gebäude. Der Bettmeister, welcher die Schlüssel zu den Zimmern hat, zeigte uns die vornehmsten Säle. In dem einen nimmt der Kurfürst die Huldigung von den Landständen an, in einem kleinen Saale daneben bewunderten wir eine schöne Decke. Auf dieser waren in erhobner Gipsarbeit die vornehmsten Szenen aus der Geschichte der Ober-

Oberlausitz in verschiedenen Abtheilungen vorgestellt. Besonders zogen folgende beide unsere Aufmerksamkeit auf sich. In dem einen Felde sprengt der Kurfürst von der Pfalz, Friedrich der Fünfte, den die Böhmen zu ihrem König gewählt hatten, mit seiner Lanze auf das böhmische und lausitzische Wappen los. — In dem nächsten wird eben dieser Friedrich von dem Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg dem Ersten, verfolgt, und verliert im Fliehen den Helm. Im Hintergrunde sieht man Prag, als die böhmische Residenz, welche Friedrich nun verlassen mußte. Die übrigen Zimmer hatten für uns nichts Merkwürdiges. Auf dem Schloßplaze ist seit einigen Jahren auch eine Salzniederlage und ein Getreidemagazin angelegt. Die Ortenburg selbst soll, nach unsers Wirthes Angabe, der die Geschichte seiner Stadt und der Oberlausitz sehr inne hatte, von Deutschen erbauet seyn. Im Jahr 1400 brannte sie ab, und der König von Böhmen, Matthias, ließ sie wieder aufbauen. Dieser Erbauer steht auch in Rüstung vor dem äußersten Thor ausgehauen.

Von

Von hier giengen wir einmal nach Hause, um bei unserm guten Wirth ein Frühstück einzunehmen. Hier fanden wir eine Menge Dorfleute und das ganze Haus lag voll Leinwand, welche aus den benachbarten Dörfern hierher gebracht worden war, damit sie unser Wirth kaufen, dann einpacken und versenden könnte. Wir erfuhren von ihm, daß er alle diese Leinwand nach Italien, nach Spanien, und England sendete. Er führte uns in sein Waarenlager, und wie wunderten wir uns, als wir die Leinwandballen hier in großen Haufen aufgethürmt sahen! In dem ganzen Hause herrschte eine außerordentliche Thätigkeit — hier wurde die Leinwand untersucht und gekauft, dort aufgestellt, eingepackt, die Kisten bezeichnet, dann aufgeladen. — Ich lernte hierbei, daß ein Kaufmann, welcher viele Geschäfte macht, und eine Menge Menschen in Brod und Nahrung setzt, ein sehr verehrungswürdiger Mann sey.

Unter dem, was wir Nachmittags besahen, nenne ich bloß die Bibliothek, welche auf einem Saale des Rathhauses sich befindet. Wir fanden hier unter andern eine ganz

ganz

ganz ansehnliche Sammlung von Mineralien. Meine Aufmerksamkeit fesselte vorzüglich ein Gemälde, welches der, in Russland neulich verstorbene, Graf von Anhalt auf folgende Veranlassung hat verfertigen lassen. Er besuchte öfters die hiesige Schule, und schätzte den damaligen Rektor derselben, Kost, außerordentlich. Als nun dieser einmal in der Schule von einigen alten Schriftstellern der Griechen sprach, so sagte der Graf zu ihm: Nun wie wirds seyn, Herr Rektor, wenn Sie einst alle diese Männer wiedersehen werden? Der Graf erkundigte sich sodann nach dem Geburtstage und Jahre des Rektors, und ließ von unserm berühmten Professor Schenau in Dresden ein Gemälde verfertigen, welches folgende Szene darstellt: Charon*) hat eben den Rektor Kost über den Styx nach Elysium gebracht. Hier empfangen ihn am Ufer verschiedene alte Griechen, in Gesellschaft einiger seiner schon verstorbenen

*) Nach der Vorstellung der alten Römer und Griechen ein Schiffer, der die Seelen der verstorbenen guten Menschen über einen Fluß, (Styx) in ein besseres Leben (Elysium) führte.

nen Schüler. Dieses Gemälde machte der Graf dem Rektor an dessen Geburtstage am 10. Julius 1783 zum Geschenk. Die Unterschrift: Am 10ten Julius 1818, sollte den Wunsch des Grafen für ein hundertjähriges Alter des so verdienten Schulmannes ausdrücken, da dieser 1718 geboren war. Aber freilich gieng dieser Wunsch nicht in Erfüllung, denn Kost starb 1790 im zwei und siebenzigsten Jahre seines Alters. Ich gestehe es Ihnen, liebe Mutter, daß dieses Gemälde viel Eindruck auf mich machte. Ich dachte mich an die Stelle des alten verdienstvollen Kostos, von dem wir hörten, daß er seine Schüler sehr geliebt, und sich alle Mühe gegeben habe, verständige und geschickte Leute aus ihnen zu ziehen, es freuete mich, daß dieses Gemälde sein Andenken erhalten sollte, und es stieg in mir der Gedanke und der Wunsch auf: Möchte ich doch auch einst durch meine Kenntnisse und durch mein Verhalten mir die Achtung meiner Mitbürger erwerben und meine Aeltern für die Sorge, die sie auf meine Bildung wenden, in etwas belohnen können! Der Vater erinnerte uns hierbei lebhaft an die Hochschätzung, die man
guten

guten Lehrern schuldig sey, und welche Schüler am besten durch Fleiß und gutes Verhalten beweisen könnten.

Ich habe auch in Bauzen eine, mir sehr angenehme, Bekanntschaft, mit dem ältesten Sohne unsers Wirthes gemacht, welcher in meinem Alter ist und sich ebenfalls dem Studiren widmen will. Ich freuete mich, bei ihm viel Aehnlichkeit mit mir zu finden, denn auch ihm waren Bücher die angenehmste Beschäftigung. Aber er konnte etwas, was ich nicht kann, nämlich zeichnen. Unter seinen Zeichnungen gefiel uns allen besonders eine Art von Landkarte. Auf dieser hatte er sich die Gegend um Bauzen abgezeichnet, bei allen Orten die Entfernung von der Stadt bemerkt, und angegeben, ob die Einwohner Wenden oder Teutsche, ob sie lutherisch oder katholisch sind. Ich glaube, dieses Beispiel könnte mich reizen, auch noch einen Versuch im Zeichnen zu machen, da diese Beschäftigung so nützlich und unterhaltend ist. Ich habe dem iungen W. versprechen müssen, in Zukunft an ihn zu schreiben, und unsre Väter gaben gern ihre Einwilligung zu unserm Briefwechsel.

Aluch

Auch den Kupferhammer in Bautzen haben wir besucht. Hier wird das rohe Kupfer auf einem großen Schmelzherde, der einer Schmiedeeffe gleicht, geschmolzen, und dann unter einem großen Hammer, welcher mehrere Centner schwer ist, geschmiedet. Diesen Hammer bewegt eine hölzerne, vom Wasser getriebene, Welle. Diese ist mit einem eisernen Reifen belegt, in welchem mehrere starke eiserne Zapfen befestigt sind. So oft nun ein solcher Zapfen beim Umdrehen der Welle den Hammer hinten berührt, so geht er in die Höhe, und fällt mit seinem ganzen Gewichte auf das Kupfer, welches eben auf dem Ambose liegt. Durch einen andern kleineren Hammer, und mehrere Werkzeuge, werden die Stücke alsdenn breiter und dünner getrieben, und so verfertigt man große kupferne Gefäße, oder auch nur Platten, die dann an die Kupferschmiede verkauft, und hernach weiter verarbeitet werden. Einer von den Arbeitern zeigte uns auch eine große Scheere, welche vom Wasser getrieben wurde und das dickste Kupfer mit einem einzigen Drucke so geschwind und zugleich so glatt abschneidet, wie die feine Scheere ein Stück Papier zerschneidet.

Gern hätten wir uns länger in Baugen verweilt, um den Drathhammer und noch einige der hiesigen Manufakturen und Fabriken zu besuchen, allein die Zeit erlaubte es nicht. Von unserm Wirth erfuhr wir noch, daß Baugen ungefähr 800 Häuser und etwa 8000 Einwohner habe. Man verfertigt da viel Hütche, Tuch, Barchent und Rattun, und jährlich werden über hunderttausend Paar wollne Strümpfe, Müßen und Handschuhe in der Stadt und auf dem Lande in der Nähe gestrickt. Eine Ledermanufaktur liefert Leder, das dem ausländischen gleichkömmt. Jährlich werden sechs Wollmärkte gehalten, nämlich drei im Mai und drei im Oktober. Wenden haben wir in und um Baugen genug gesehen — und unser Wirth hatte lauter wendisches Gesinde. Sie sprachen aber alle teutsch.

Den Sonnabend brachen wir früh auf, und dankten unserm guten Wirth und der guten Wirthinn für ihre freundschaftliche Aufnahme, die sie uns auch für die Rückkehr versprachen.

Nun gieng es auf Hochkirch zu, welches an der Strase von Baugen nach Löbau auf
einer

einer Anhöhe liegt. Den Hochkirchner Kirchthurm sahen wir gleich vor Augen. Zwischen fruchtbaren Aekern führte uns der Weg durch einige Dörfer. Rechts beschränkten nahe hohe waldige Gebirge die Aussicht, links breitete sich eine herrliche Fläche, mit mehrern Dörtern, Waldungen, Feldern und kleinen Bergen, vor uns aus. Nach zwei Stunden erreichten wir Hochkirch, ein wendisches Dorf, wegen der Schlacht berühmt, welche im siebenjährigen Kriege die kaiserlichen und preussischen Truppen sich hier lieferten, und welche gegen Morgen, als es noch ganz finster war, ihren Anfang nahm. Der Kirchthurm zeigt noch die Spuren der Schüsse, und hin und wieder stecken Kugeln in dem Gemäuer. Der Schulmeister, von dessen Gefälligkeit gegen Fremde wir schon benachrichtigt waren, führte uns auf den Thurm, und machte uns hier einen recht deutlichen Begriff von der Stellung, welche die beiden Armeen gehabt haben, von der Gegend, wo die Kaiserlichen herkamen, und die Preussen, welche einen Angriff nicht befürchteten, überfielen. Den Kirchhof haben die Preussen am längsten und außerordentlich tapfer vertheidigt,

dig, wobei denn auch viele Menschen geblieben sind. An einer Bank in der Kirche sahen wir noch einige Blutflecken, welche Spuren von den Wunden des berühmten preussischen Feldmarschalls Keiths seyn sollen, der in der Nähe auf dem Felde todtgeschossen und dann in die Kirche geschafft wurde. Auf dem nämlichen Platze, wo er blieb, ließ einer seiner Verwandten ihm ein Denkmal errichten, welches aber nun in der Kirche hinter dem Altare steht, weil man im Freien es sehr beschädigt hat. Es ist eine Urne auf einem viereckigen Fußgestell ganz von Marmor, mit einer lateinischen Inschrift.

Der Wirth in Hochkirch sprach mit uns fertig teutsch, ob er gleich ein geborner Wende war. Der Schulmeister sagte uns dann, daß er in seiner Schule sowohl teutsch als wendisch lehre, welches auch auf den andern wendischen Dörfern geschehe, und daß in Hochkirch wendisch und teutsch gepredigt werde.

Gegen zehn Uhr erreichten wir Löbau, welches drei Meilen von Bautzen liegt. Diese Sechstadt ist bei weitem nicht so groß und schön wie Bautzen. Die Häuser selbst am
Markte

Märkte waren zum Theil schlecht, nur mit
 Schindeln gedeckt, und nach alter Art, mit
 vorstehenden Giebeln, gebauet. Es war eben
 Wochenmarkt, und das machte den Ort leb-
 haft, besonders waren viele Getreidewagen
 in der Stadt. In Löbau und auf den be-
 nachbarten Dörfern wird meistens gestreifte
 Leinwand verfertigt, und die dortigen Kaufleu-
 te treiben damit ansehnlichen Handel. Auch
 giebt es dort viele Wenden und auch eine
 wendische Kirche. In dem Thale, (denn Lö-
 bau liegt auch auf einem Berge) fließt ein
 kleiner Fluß, das löbauische Wasser genannt,
 das endlich in die Spree fällt.

Von hier gieng es auf Herrnhut zu, doch
 mußten wir vorher noch einige Dörfer pas-
 siren. Von Herrnhut aber schreibe ich Ih-
 nen ein andermal. Leben Sie wohl, u. s. w.

Agnese an ihre Mutter.

Liebe Mutter!

Am Freitage haben wir uns in Bautzen
 umgesehen. Gustav wird Ihnen das Meiste
 von dem geschrieben haben, was wir sahen,
ich

ich füge also nur etwas hinzu. Vor Tische machten wir einen kleinen Spaziergang auf den Schießplatz, welcher auf einer Anhöhe vor der Stadt liegt, und genossen da eine der schönsten Aussichten. Unter uns floß die Spree. Eine, nur aus einem Bogen bestehende, ziemlich große, Brücke führt in eine besondere Vorstadt von Bautzen, die Seyda genannt, diese lag vor uns, und über ihr auf einem Berge der wendische Kirchhof; die Stadt, das Schloß Ortenburg, und die Ruinen einer alten Kirche hatten wir linker Hand. Auf einer, mit mancherlei Bäumen bewachsenen, Insel, welche die Spree bildet, sahen wir den Kupferhammer, welchen wir nachher auch besuchten. Ich hätte mir mehr Uebung im Zeichnen gewünscht, um diese Parthie aufzunehmen; so gut ich's konnte, habe ich sie nachher aus dem Gedächtnisse zusammengesetzt.

Wir giengen nun den Berg hinunter und über die Spree auf den Kupferhammer, wo uns unter andern ein schreckliches Beispiel der Unvorsichtigkeit erzählt wurde. Der vorige Meister hat an dem Ambos unter dem großen Hammer eine Reparatur vorzuneh-

N. Kinderfr. I. T. 4. B. 33 men,

men, und stößt, indem er mit dem Kopfe sich unter dem Hammer gebückt hat, an das Holz, mit welchem dieser gestützt wird, wenn er stillstehen soll. Der Hammer fällt also nieder und quetscht dem armen Manne den Kopf dergestalt zusammen, daß er bald drauf unter den größten Schmerzen seinen Geist aufgeben mußte.

Ein, in der Nähe liegendes niedliches, Wäldchen, mit Birkenholz bepflanzt, mit schön geebneten Fußsteigen, und Bänken zum Ausruhen hat der Besitzer nicht bloß für sich so hübsch angelegt, sondern es ist jedem erlaubt, sich desselben zum Spazierengehen zu bedienen. Gefiel uns der Gedanke dieses Mannes, sein Vergnügen mit andern zu theilen, so machte es uns noch mehr Freude, als wir in der Vorstadt bei einem großen Hause vorbeigiengen, welches die Ueberschrift hatte: Lasset die Kindlein zu mir kommen. Unser Wirth erzählte uns, daß dies eine Armenschule sey, in welcher Kinder armer Aeltern theils umsonst, theils für ein geringes Schulgelde unterrichtet würden. Der, nun verstorbene Kämmerer, Prenzel, war der Stifter dieser wohlthätigen Anstalt. Herr Walther
wünsch.

wünschte, daß ieder Reiche einen so guten Gebrauch von seinem Ueberflusse machen möchte, und wir alle fühlten, daß es gewis viele Freude gewähren müsse, wenn man auf solche Art den Nothleidenden zu dienen im Stande sey.

Wenden und Wendinnen haben wir nun schon sehr viele gesehen. Die Männer zeichnen sich in der Kleidung eben nicht aus. Destomehr aber die Weibspersonen. Ich konnte ihren Anzug selbst beobachten, und mich auch genau darnach erkundigen, da bei unsrer Wirthinn lauter Wendinnen dienen. Wochentags haben die unverheiratheten Mädchen, besonders auf den Dörfern, das Haar glatt hinaufgekämmt und oben in einige Zöpfe geflochten. Dieses Nestchen wird auf dem Wirbel rund zusammen gelegt und mit einer breiten Nadel festgehalten. Die Wendinnen in der Stadt tragen gewöhnlich katunene Hauben. Die Hauben der Weiber auf dem Lande sind wie ein Netz von Zwirn gestrickt, mit weissen Schnüren eingefast und unter dem Kinne zugebunden. Gehts aufs Feld, so setzen sie einen Strohhut auf, oder binden ein weisses Tuch um den Kopf. Ueber

Hemdenärmel ziehen sie noch ein besonderes
 Leinwandnes Leibchen an, Kittelchen genannt,
 woran vorn gewöhnlich ein bunter Leinwand-
 streif genähet ist. Der Rock ist von schwar-
 zer grober Leinwand, auch von Tuch, und
 hat eine Menge Falten die Länge herunter.
 Vor der Brust haben sie einen Satz von Pappe
 mit Kalemant überzogen. Das ist aber nur
 ihr Anzug in Wochentagen. Sonntags pu-
 zen sie sich so gut heraus, wie wir. Da
 sieht man bei ihnen oft sammtne Hauben, die
 Lätze sind mit seidnem Zeuge überzogen.
 Statt eines Kittelchens ziehen sie dann
 wohl mehrere an, davon eines immer besser
 ist als das andre. Zu einem Rocke brauchen
 sie, wegen der vielen Falten, wohl zwölf bis
 sechszehn Ellen Tuch, es läßt sich also leicht be-
 rechnen, daß dieser Staat ihnen hoch zu stehen
 kömmt. Sonst hatten sie die Schuhe mit Bän-
 dern gebunden, und darüber einen rothiucht-
 nen Lappen befestigt, ietzt tragen sie gewöhnlich
 Schnallen. Beim Kirchengenhen nehmen sie
 ein schönes zwillichnes Tuch über den Kopf
 und stecken es unter dem Rinne zu. Statt
 der Zwirnhaube tragen viele zum Staat Hau-
 ben von Filet, und binden sie mit schönen
 bunten

bunten Bändern. Eine Schnur Korallen, oder ein schwarzes Sammtbändchen um den Hals vollendet den Putz.

In den wendischen Dörfern, durch welche wir kamen, habe ich besonders viel Gänse gesehen, und Frau W. in Bauzen erzählte mir, daß vor Ostern ein Federmarkt in Bauzen gehalten würde, zu welchem die wendischen Bäuerinnen eine außerordentliche Menge Federn in die Stadt brächten, die sie in den Winterabenden von ihren Mägden hätten schleiffen lassen.

Auch in unserm ieszigen Aufenthalte gefällt es mir sehr wohl. Vorzüglich habe ich wieder das Glück gehabt, eine recht gute Frau an unsrer Wirthinn zu finden. Sie mag die Landwirthschaft aus dem Grunde verstehen, hat aber auch recht zu thun, denn Sie können wohl denken, daß es in einer Wirthschaft, wo sechs Mägde sind, eine Menge Geschäfte giebt. Ich glaube hier so einige kleine häusliche Kunstgriffe zu lernen, und über manche Dinge Belehrung zu erhalten. So hat zum Beispiel unsere Wirthinn versprochen, mir die ganze Behandlungsart des Flachses, von der Aussaat an, bis er in

Leinwand verwandelt ist, recht ausführlich zu beschreiben, und mir alles zu zeigen. Ueber Langeweile habe ich gar nicht zu klagen und die Zeit wird dahin seyn, ehe wir es vermuthen werden. Ich bitte Sie, der lieben Elise einen schwesterlichen Grus zu sagen und in mütterlichen Andenken zu behalten

Ihre Agnese.

Eduard an seine Mutter.

„Mit Eduarden wird es Zeit haben,“ sagten Sie beim Abschiede, liebe Mutter, „der wird wohl für lauter Bequemlichkeit ans Schreiben sobald nicht denken.“ Aber sehen Sie, ich bin schon mit einem Briefe da. Aus Bauzen habe ich zwar nicht geschrieben, ich war aber auch gewis, als Gustav früh schrieb, noch so schläfrig, daß ich wenig Gescheutes zu Markte gebracht haben würde.

In Bauzen hat es uns wohlgefallen, und es ist uns da recht gut gegangen. Bei dem Herrn Thürmer, welchen wir auch besuchten, fanden wir eine ganz hübsche Maschine, die ein gewisser Friseur, Namens Siltmann, vor kurzem verfertigt hat.

Sie

Sie bestand in einem kleinen Fernrohr, das auf einer runden messingnen Scheibe befestigt war, so daß man es hin und her wenden konnte. Auf der messingnen Scheibe standen verschiedne Numern, und so wie man das Fernrohr da oder dorthin rückte, wies ein daran befindlicher Zeiger bald auf diese bald auf iene Numer. Sie werden fragen: was soll denn der Nutzen der Maschine seyn? — Daß man sogleich wissen kann, wie der Ort heißt, welchen man durch das Fernrohr sieht. In einem dazu gehörigen Buche waren die Namen aller der Dörter eingetragen, welche man aus den verschiedenen Fenstern des Thurmes sehen kann. Sehe ich nun zum Beispiel aus dem Fenster gegen Morgen, und der Zeiger weist auf Numer acht, so schlage ich in dem Buche nach und finde da unter Numer acht, was das für ein Ort sey, den ich aus dem Fenster gegen Morgen gesehen habe. Es mag freilich dem Verfertiger nicht wenig Mühe gekostet haben, die Gegend um die Stadt erst so genau kennen zu lernen, daß er seine Tabellen völlig richtig verfertigen konnte. Man hoft, daß besonders bei Feuersbrünsten dieses Fernrohr gute Dienste

leisten soll, weil man da gleich wissen würde, wo das Feuer wäre, und wohin man zu Hülfe kommen müsse. Die Kinder unsers Wirths, des Kaufmanns W., welche die Gegend um Bautzen auch sehr gut kannten, fanden, daß alles richtig eintraf. Die größte Mühle, die ich bis jetzt gesehen habe, ist die Bautzner, sie hat sechszehn Gänge, und wird von der Spree getrieben. Das Mehl fährt man nicht, wie bei uns in Dresden, auf Wagen zu den Bäckern, sondern beladet Esel damit. Wir haben des Herrn Müllers Eselmenagerie auch besucht.

Was uns allen, und besonders mir, viel Vergnügen gemacht hat, war die Wasserkunst, durch welche das Wasser in die Stadt gebracht wird. Da Bautzen auf einem Berge liegt, so wäre es schlimm genug, wenn die Einwohner das Wasser aus der Spree im Thale in Rannen den Berg hinan schleppen müßten, besonders im Winter und bei Feuersgefahr würde dies ein großes Unglück seyn. Es sind deswegen zwei Wasserkünste angelegt worden, welche das Wasser aus der Spree in die Stadt schaffen. Wir besahen uns die eine. Erst stiegen wir in dem Thurme,

Thurme, worinne die Kunst befindlich ist, bis
 ganz an die Spree hinunter, und sahen hier,
 wie ein paar hölzerne Maschinen das vorbeilaufende
 Wasser der Spree schöpften und in
 eine starke bleierne Röhre drückten, die bis
 oben in den Thurm gieng. Dann stiegen
 wir inwendig bis ganz oben in den Thurm.
 Hier kömmt das Wasser aus der blechernen
 Röhre heraus, läuft von hier wieder bis un-
 gefähr zur Hälfte des Thurms zurück und
 von da erst geht es durch gradliegende Röh-
 ren in die Wasserbehälter der Stadt. Ge-
 wöhnlich soll diese Maschine in einer Minute
 zwei und dreißig Kannen Wasser aus der
 Spree schöpfen. Braucht man mehr, wie
 etwa bei Feuerzgefahr, so läßt der Kunst-
 meister die Maschinen, die das Wasser in die
 bleierne Röhre schöpfen, hurtiger gehen, da
 sie denn mehr Wasser in die Röhre und also
 auch in die Stadt bringen. Das Wasser
 muß auch hier noch einmal so hoch steigen,
 als man es eigentlich braucht, damit es
 dann, wenn es wieder herunter kömmt, den
 nöthigen Druck erhält, um weiter zu fließ-
 sen. Die Wasserkunst, wo wir waren, ist
 1606 von einem Baugner angelegt. Eine
 neuere

neuere, nicht weit davon, ist ganz wie diese eingerichtet. Es mus wohl etwas Schönes seyn, wenn man einem Orte durch solch eine Erfindung einen so grosen Nutzen schaffen kann. Das wird sich Ihr Eduard gewis merken. Nehmen Sie mit diesem Briefchen vorlieb, liebe Mutter, eben ruft mich der Vater, um mit in die Kirche zu gehen, und nach Tische muß der Brief fort. Leben Sie recht wohl.

Franz an seine Mutter.

Das haben Sie, wie ich höre, schon durch Gustaven erfahren, daß ich am ersten Tage unsrer Reise einen albernen Streich gemacht, und in ein Wespennest gestochen habe, wodurch ich so an der Hand verwundet wurde, daß ich nicht schreiben konnte. Es wird mir das eine Warnung seyn, die Wespen künftig zufrieden zu lassen, und überhaupt die Thiere nicht zu necken. Der eine Sohn unsers Wirths hat auch einmal durch eine solche Neckerei ein Glied an einem Finger eingebüßt. Er zerrt sich mit dem Hunde auf dem Hofe

Hofe herum, mit dem er sonst oft gespielt hatte, dieser versteht aber dasmal unrecht, fährt ihm nach dem Finger, und beißt ihn so derb, daß das oberste Glied hat abgelöst werden müssen, und so behielt der arme Mensch endlich nach ausgestandnen vielen Schmerzen auch noch einen ungestalteten Finger.

Hatte ich mir Vormittags eine böse Hand geholt, so hätte ich Nachmittags auch noch einen aufgelaufnen Backen bekommen können. Ich hörte, indem ich in einem Wirthshause des einen Dorfs bei Bauzen in der Hausthüre stand, ein paar wendische Jungen mit einander sprechen und weil ich glaubte, sie verstünden nicht teutsch, sagte ich zu Eduarden: Hör' einmal die dumme Sprache. Kaum hatte ich das gesagt, so kam der eine Junge auf mich zu und hatte schon die Hand aufgehoben, um mich vermuthlich für meinen unvorsichtigen Ausdruck zu bestrafen. Zum Glück erreichten wir noch die Gaststube, wo der Vater mit den übrigen war. Ich mußte ihm die Ursache meines schnellen Hereinlaufens erzählen, und er meinte, daß er mich nicht würde haben bedauern

dauern

dauern können, wenn der Bauerknabe seinen Vorfaß ausgeführt hätte. In Bautzen wurde Abends dieser Vorfall über Tische erzählt, und unserß Wirthes Kinder sagten mir, zum Beweise, daß die wendische Sprache nicht unangenehm klänge, einige wendische Redensarten her, die nicht so ganz übel klangen, und ich sah nun meinen Irrthum ein. Ueberhaupt, sagte der Vater, muß man keine Sprache dumm nennen, nur der, welcher spricht, kann dumm seyn, die Sprache selbst ist ganz unschuldig, und so wie uns eine andre Sprache auffallend ist, so gefällt auch unsre Sprache nicht jedem Ausländer.

In Bautzen haben wir uns recht umgesehen. Ich wollte Ihnen gern sehr viel davon erzählen, aber ehe ich anfieng zu schreiben, guckte ich in die Briefe meines Geschwisters und da fand ich denn alles schon haarklein beschrieben. Doch eben fällt mir noch etwas ein. Wir sind auf dem einen Landhause gewesen und haben da den großen Versammlungsaal der Landstände *) gesehen.
Hier

*) Diejenigen Personen, welche das Recht haben, sich hier zu gewissen Zeiten über das Beste der Oberlausitz zu berathschlagen.

Hier fielen gleich beim Eintritte vier schöne vollkommene Ritterrüstungen uns in die Augen. „Nun, Ritter Franz, sagte Herr Steinau, das ist einmal was für Dich!“ — und ich blieb denn auch so lange davor stehen, daß ich beinahe eingeschlossen worden wäre, weil ich das Weggehen der andern vor lauter Freude gar nicht bemerkte.

Der zweite Sohn unsers Wirths, ein Knabe in meinem Alter, war besonders deswegen für mich ein angenehmer Gesellschafter, weil er sehr viel aus der Geschichte seiner Vaterstadt mir erzählen konnte. Vorzüglich wußte er viel von den Belagerungen, die Bauzen erlitten hatte, bei welcher Gelegenheit er mir auch die Geschichte von einem Manne erzählte, der an der Stadt Bauzen treulos handeln und sie an den Feind verrathen wollte, nämlich an die Hussiten. Diese rückten einmal vor Bauzen. Der dasige Stadtschreiber hatte ihnen versprochen, die Stadt in die Hände zu liefern, indem er das Pulver, das er in Verwahrung hatte, verderben, und Feuer in der Stadt anlegen lassen wollte, damit alles in Verwirrung käme, und bei der Verwirrung sollten die Feinde

Feinde in die Stadt dringen. Freilich hatte er es ausgemacht, daß ihm und seinem Hause kein Leid wiederfahren sollte, wenn sie in die Stadt kämen, und hatte auch deswegen sein Haus bezeichnet. Der böse Mann ließ nun, als die Hussiten anrückten, das Feuer anlegen, wovon ein großer Theil der Stadt abbrannte. Aber doch wurde es wieder gelöscht, und da man das Pulver nicht brauchen konnte, wehrte man sich mit Pfeilen und Steinen; ja selbst die Weiber halfen die Stadt vertheidigen, und gossen siedendes Pech und Wasser den Belagerern auf die Köpfe. Endlich wurde ihr Anführer getödtet, und nun marschirten sie ab. Der Verräther wurde eingezogen und dann hingerichtet, zum Lohne für seine schlechte Gesinnung gegen seine eigne Vaterstadt und seine Mitbürger.

In Hochkirchen habe ich das Monument des Feldmarschalls von Reith gesehen, und der Schulmeister hat uns recht viel von der Bataille erzählt, bei welcher die Preussen so überfallen worden sind. Als es uns der Mann recht deutlich machte, wie schrecklich es zugegangen seyn mochte, da war es, als wenn Ihr Franz auf einmal seine Lust
zum

zum Soldatenstande verlöre. Vielleicht
kómmt sie aber doch wieder.

Leben Sie wohl, liebe Mutter &c.

Gustav an seinen Freund Wilhelm
Reinhold.

R***, am 12. Jun.

Lieber Wilhelm!

„Schreibe ja einmal an mich“ waren Deine
letzten Worte, als ich vor Pfingsten von Dir
Abschied nahm. Ich will heute mit Vergnú-
gen Deine Bitte erfüllen, und Dir etwas
von Herrnhut erzählen, wohin wir vorge-
stern fuhren. Wir kamen zwar schon am
Sonnabende durch diesen Ort, konnten uns
aber damals nicht lange aufhalten, und
machten also vorgestern, am dritten Feiertá-
ge, eine Spazierfahrt dahin, von der wir
erst gestern zurückkehrten. Groß ist Herrn-
hut eben nicht, und mag nicht viel über hun-
dert Häuser haben; auser der Strase, welche
geradedurch führt, und die eigentliche Land-
strase von Zittau nach Lobau ist, hat es nur
wenige Gassen. Paláste mußt Du auch nicht
da

da suchen, es giebt nur wenige grose massive
 Gebäude daselbst, indessen gefallen selbst
 die kleinen Häuser, wegen der Sauberkeit,
 die überall sich zeigt. Das Gemeinlogis,
 der einzige Gasthof, ist sehr gros, und hat
 eine Menge Stuben für Fremde. Nicht weit
 davon steht, auf dem freien Plaze in der
 Mitte des Orts, der Betsaal, oder die
 Kirche, an welche noch einige Gebäude ange-
 bauet sind. Dem Brüderhause, in wel-
 chem die unverheiratheten Mannspersonen,
 Künstler und Professionisten, wohnen, siehet
 man es von aussen nicht an, daß es eine
 solche Menge Menschen, und so viele Werk-
 stätte in sich faßt, wie ich Dir nachher er-
 zählen will, es hat aber mehrere Hinterge-
 bäude. Nicht weit vom Betsaale steht das
 Schwesternhaus, der Aufenthalt der un-
 verheiratheten Frauenzimmer. Wir waren
 vorgestern, am dritten Feiertage früh, im
 Gemeinlogis angekommen, und giengen, als
 um zehn Uhr gelautet wurde, in den Betsaal.
 Ich will nun versuchen, Dir von diesem, so
 wie von dem ganzen Gottesdienste, eine Be-
 schreibung zu machen. Der Saal ist ein
 längliches Viereck, mit hohen hellen Fenstern,
 die

die mit Vorhängen behangen waren. An der einen längern Seite saßen auf einer etwas erhabnen Bank die Aeltesten der Gemeinde, und in der Mitte die Geistlichen, von denen einer alsdenn eine Rede hielt. Auf der einen kürzern Seite war das Orgelchor, und gegen über ein Chor für Frauenzimmer. Die Gottesverehrung fieng damit an, daß der Organist die Melodie des Liedes, welches gesungen werden sollte, vorspielte, dann sang die Gemeinde, aber — Du mußt Dir nicht ein Singen aus vollem Halse denken, wie es bei uns gewöhnlich ist, noch weniger ein solches Geschrei, wie manche Schreihälse in unsern Kirchen anstimmen, man sang vielmehr ohne alle Anstrengung der Stimme, welches uns denn allen sehr gefiel. Die Rede hielt der Bischof Reichel, ein ehrwürdiger Greis, der auch ehemals in Nordamerika gewesen ist, um daselbst Indianern das Christenthum zu lehren. Er stand vor einem, mit grünen Tuche beschlagenen, Tische. Kanzel und Altar sah ich nicht im Saale, so wie auch keine Gemälde.

Nach Tische war unser erster Gang auf den Kirchhof, da wir so viel von ihm gehört
 N. Kinderfr. 1. J. 4. B. A a a hatten.

hatten. Eine Allee, die ein wenig bergan läuft, führte uns zu diesem Begräbnisorte, der ganz das Ansehen eines Gartens hat. Er ist ein Viereck mit einem breiten Gange in der Mitte, und mehreren kleinen, mit Bäumen bepflanzten, Gängen, welche alle wieder zu Nischen von lebendigem Holze führen, womit auch der ganze Kirchhof ringsum besetzt ist. Dem Eingange links liegen die Männer, rechts die Frauenzimmer begraben. Jedes Grab deckt ein länglichviereckiger Stein, auf welchem bloß der Name, das Geburts- und Sterbejahr, nebst dem Geburtsorte des Verstorbenen steht. Das Lesen dieser Leichensteine hat uns gleichwohl eine gute Stunde lang unterhalten. Das wird Dich nicht wenig wundern, und Du denkst vielleicht dabei, es sey eine sonderbare Unterhaltung, Namen verstorbener, uns unbekannter, Personen zu lesen? Aber — wenn ich Dir sage, daß hier einer aus Schweden, dort einer aus Böhmen, daneben einer aus England, neben ihm einer aus Schlesien, aus Irland, aus Mähren u. s. w. begraben lag, so wirst Du Dich nicht weiter wundern, sondern Dir es nun sehr leicht als möglich denken können, daß man auf einem solchen Kirchhose gern

verweilt, und dabei so manchen Gedanken hat, über die sonderbaren Schicksale der Menschen, da sie oft so sehr weit von dem Orte ihr Leben beschliessen, wo sie es anfiengen. Der schöne Kirchhof liegt am Fulse des Hutberges, welchen wir nun bestiegen. Dieser Berg bestehet aus Basalt. Wir genossen auf dem hier erbaueten kleinen Rondel nach allen Seiten die reizendste Aussicht auf ein fruchtbares angebauetes Land, mit lausitzischen, böhmischen und schlesischen Gebirgen begrenzt. Die Namen der vornehmsten Gebirge waren auf dem breternen Gesimse dieses Rondels angegeben, und zugleich war ihre Höhe bemerkt. Ich will Dir wenigstens einige nennen, die Dir auch aus der Geographie schon bekannt seyn werden. — Die Landskrone bei Görlitz, die Lausche, oder der Mittagsberg, einige Stunden von Zittau an der böhmischen Grenze, der Hochwald, auch ein Grenzgebirge zwischen der Oberlausitz und Böhmen, die Tafelfichte, der Spitzberg bei Probsthann in Schlesien, dreizehn Meilen von Herrnhut. — Nun wirst Du Dir wohl denken können, daß ich die hiesige Aussicht reizend nennen konnte.

A a a 2

Von

Von hier machten wir einen Spaziergang in den gräflich reussischen Garten, welcher ein, mit vielerlei Holzarten bepflanztes Gehölz an einem andern Berge ist, der von seinem Besitzer den Namen Heinrichsberg hat, denn es wird Dir bekannt seyn, daß alle Grafen von Reuß den Namen Heinrich führen, und bloß durch die dazu gesetzte Zahl, der ein und dreißigste — der zwei und dreißigste u. s. w. sich unterscheiden. Auch hier hatten wir mehrere schöne Ansichten trefflicher Gegenden. Indessen war der Abend herangekommen, und wir brachten ihn im Gemeinlogis zu, wohin ein paar Herrnhuter kamen, welche den Herrn L**, unsern Wirth, gut kannten. Aus dem Gespräche erfuhren wir, daß der Bischof Spangenberg, welchen Du aus der Reise der Salzmannischen Zöglinge nach Barby kennen wirst, einige Zeit vor seinem Tode hier gelebt hat, hier gestorben und begraben ist. Auch Spangenberg ist in Nordamerika gewesen, um daselbst heidnischen Indianern das Christenthum zu lehren. Männer, die sich zu diesem Geschäfte brauchen lassen, nennt man Missionarien, oder Heidenboten. Sie haben anfänglich von den
Indi.

Indianern, welche sich nicht von ihnen belehren lassen wollten, gar viel ausstehen müssen. Den Bischof Spangenberg wollte einmal einer todt schlagen. Der Ort, wo die christlichen Indianer wohnten, wurde auch anfangs einmal von ihren heidnischen Landsleuten verbrannt, die Einwohner fortgeführt, und zum Theil elendiglich umgebracht, indem man sie nach dortiger Sitte skalpirte, welche — denke Dir das Schreckliche davon — darinne besteht, daß man den Feinden die oberste Haut des Kopfes abziehet. Jetzt leben indessen die christlichen Indianer in Nordamerika ruhig und sicher, und es sollen immer mehrere Heiden sich zum Christenthume bekehren.

Da Herr L** seinen Bekannten in Herrnhut zu verstehen gegeben hatte, daß wir uns noch ein wenig mehr im Orte umsehen möchten, so versprachen sie, daß es den folgenden Tag gewis geschehen sollte. Wir blieben um so lieber des Nachts in Herrnhut, weil den Tag darauf auch ein Leichenbegängnis war, dem wir gern beiwohnen wollten. Früh um neun Uhr schon wurde es uns gemeldet, daß wir unsern Besuch im Brüder-

A a a 3

hause

Hause abstatten könnten. Hier zeigte man uns erstlich den reinlichen Speisesaal, dann die eben so reinliche Küche, in welcher lauter Mannspersonen mit dem Kochen beschäftigt waren. An die Küche stieß die Beckerei. Durch einen ledernen Schlauch, der aus der Decke herabhieng, konnte das Mehl gleich aus der, darüber befindlichen, Mehlkammer heruntergeschüttet werden. Eine Einrichtung, welche bequem ist, und bei der zugleich viel Mehl erspart wird, das bei dem Hin- und Herschaffen sonst verloren geht. Von hier giengen wir in mehrere Werkstätte von Künstlern und Professionisten, welche im Brüderhause sich befinden. Bei den Tischlern wird an zwölf Hobelbänken gearbeitet, und die feine Arbeit, die man uns zeigte, war so treflich, daß selbst Herr Steinau gestand, sie komme der englischen gleich. In zwei großen Stuben arbeiteten eine Menge Schneider, in andern Beutler, Bortenwirker, Knopfmacher, Goldschmiede, Uhrmacher u. s. f. Der Saal, wo sich die Brüder zum Morgen- und Abendgebete versammeln, hatte eine kleine niedliche Orgel. — Im Schlaussaale standen in einigen Reihen wohl gegen

gegen

gegen zweihundert Betten. Jedes hatte eine bunte Decke. Ein paar Lampen erleuchten des Nachts diesen Saal, und zwei Brüder wachen. Dieses Wachen gehet Reihe um, und wer es nicht selbst verrichten will, muß einen andern dafür bezahlen. Die Wächter wecken früh dadurch, daß sie ein Morgenlied anstimmen. Jedes Bett hat seine Numer. An der Thüre hängen ein paar Tafeln, auf welchen diese Numern stehen. Will nun einer eher geweckt seyn, als die übrigen, so schreibt er auf diese Tafel bei der Numer seines Bettes die Stunde, in welcher er aufstehen will, und der Bruder, welcher die Nachtwache hat, kömmt früh und weckt ihn zu der bestimmten Zeit. —

Der Bruder, welcher uns herumgeführt hatte, machte uns endlich noch eine große Freude dadurch, daß er uns einen Schrank öffnete, in welchem eine sehr schöne Sammlung von Muscheln, oder Conchylien, aufbewahrt wurde, die er selbst auf seinen verschiedenen Reisen, besonders während seines Aufenthaltes in Ostindien, sich gesammelt hatten. Wir brachten eine gute Stunde mit Betrachtung dieser vortreflichen Sachen zu,
welche

welche in der besten Ordnung in Kasten vertheilt waren, und bewunderten bald bei dieser bald bei iener Art die Kunst, welche die Natur bei den Wohnungen dieser Thierchen bewiesen hat, denn sie waren so niedlich geformt, als wenn ein Drechsler sie mit vieler Mühe und mit dem größten Fleiße nach einem Modelle gearbeitet hätte. Die ihnen beigelegten Namen bezogen sich auf die Aehnlichkeit, welche sie mit verschiedenen Dingen hatten. Eine Art hieß z. B. die Wendeltreppe, eine andre die Papstkronen, wieder eine andre der Hammer, der Fächer, die Rotenmuschel u. s. f. — Mit vielem Danke für das viele Angenehme und Schöne verliessen wir den höflichen Mann, welcher unser Führer gewesen war, und hatten Herrn Salzmanns Lob, daß er den Herrnhutern giebt, da er ihre Arbeitsamkeit und Ordnung rühmt, bestätigt gefunden.

Die Tracht der Herrnhuter ist sehr einfach. Sie haben die Haare entweder hinten am Nacken abgeschnitten, oder in eine Locke geschlagen, oder tragen eine runde Perücke. Ihre Röcke waren gewöhnlich von grauen oder dunkeln Farben. Die Knaben, welche
 uns

uns hie und da begegneten, giengen alle reinlich und ordentlich angezogen. Solche Jungen, wie sie auf den Gassen andrer Städte, und auch in Dresden, umherlaufen, und die wir Gassenjungen nennen, sahe ich eben so wenig als Bettler. Ich fragte den einen Herrnhuter, wie es komme, daß man bei ihnen keine Bettler sähe? Mein lieber Sohn, antwortete er mir — und das lieber Sohn gefiel mir besser, als Monsieur Gustav, oder gar Herr, mit dem mancher andre mich benennt — — unter den Bettlern in andern Orten giebt es eine Menge Müßiggänger, denen es bequemer ist, von Thüre zu Thüre zu gehen und andre um Brod oder Geld zu bitten, als selbst zu arbeiten, bei uns muß Jeder arbeiten, der Kräfte hat. Wer aber nicht mehr arbeiten kann, der wird von den Uebrigen ernährt, damit er leben kann, und nicht nöthig habe, sein Brod vor den Thüren andrer zu suchen. —

Nachmittags waren wir bei dem Leichenbegängnisse. Erst versammlete sich die Gemeinde im Vetsaale, man sang ein Lied, dann hielt ein Prediger eine Rede, und nun wurde eine kleine Musik aufgeführt, bei welcher einige

nige

nige Frauenzimmer auf dem Schwesternchore nicht nur sangen, sondern auch, was Dich gar sehr wundern wird, und uns anfänglich gar sonderbar vorkam, Violinen und Harfen spielt. Hierauf giengen wir aus dem Bet-
saale auf den freien Platz, welcher daran stößt. Hier war die Leiche aufgebahrt, und der Zug gieng nun nach dem Kirchhofe. Vier Herrnhuter, oder wie sie sich lieber nennen, Brüder, welche auf Posaunen die Melodie eines Liedes bliesen, zu der aber nicht gesungen wurde, giengen voran — dann folgte die Leiche. Hierauf kamen die Männer und dann die Weiber Paar und Paar. Auch wir schlossen uns Paar und Paar an den Zug an, da man in Herrnhut so sehr auf Ordnung hält, daß man es auch nicht gern sieht, wenn Jemand nebenher geht. Als wir auf dem Kirchhofe ankamen, stellten die Weiber sich rechts, die Männer links, und nachdem ein Vers gesungen worden war, und der Prediger einige wenige Worte gesprochen hatte, kehrte die ganze Leichenbegleitung still nach Hause zurück und wir fuhren bald auch wieder auf unser Dorf, woher ich Dir diesen Brief schreibe, über dessen Kürze Du Dich wohl nicht beschweren darfst.

Ich freue mich schon darauf, Dir bei meiner Zurückkunft recht viel zu erzählen, und wünsche, daß ich Dich gesund antreffe. Meine Brüder grüßen Dich.

Dein Gustav.

Agnese an Elise.

Liebe Schwester!

Da Gustav schon in seinem Briefe an die Mutter *) alles genau beschrieben hat, was wir in Herrnhut sahen, so will ich Dir bloß noch etwas vom Schwesternhause erzählen; so nennt man nämlich in Herrnhut das Haus, wo die unverheiratheten Frauenzimmer beisammen wohnen. In diesem Hause hat es mir im Ganzen gar wohl gefallen, besonders war die Aussicht aus mehreren Stuben auf einen Theil der Gegend, welche wir auch vom Hutberge gesehen hatten, für mich sehr einladend, und könnte mir den Aufenthalt in diesem Hause sehr verschönern.

Vor-

*) Da dieser Brief mit dem an Wilhelm Reinhold beinahe von einerlei Inhalt war, so habe ich ihn nicht abdrucken lassen.

Vorzüglich sehr gefiel mir die *R e i n l i c h k e i t*, die im ganzen Hause sichtbar war, eine Tugend, zu deren Schätzung und Ausübung unsre Aeltern uns durch Ermahnung und Beispiel so sehr anhalten, und welche man bei den Bewohnerinnen dieses Hauses an der Kleidung, an der Wäsche, am Hausgeräthe, in den Stuben, auf den Treppen, und in allen Winkeln bemerkte. Auch *O r d n u n g* sah ich überall, und erinnerte mich dabei lebhaft an das, was unsre Mutter uns oft sagt: Es sey zweifelhaft, ob Ordnung im Hauswesen die Mutter, oder die Tochter der Reinlichkeit, und Reinlichkeit die Mutter oder Tochter der Ordnung sey. Du wirst nun fragen: ob etwa die Frauenzimmer in diesem Hause bloß ihre Zeit damit zubringen, immer alles hübsch reinlich zu halten, und weiter nicht arbeiten? Darauf muß ich Dir aber sagen, daß Du auch *A r b e i t s a m k e i t* hier findest. Man führte uns durch mehrere Stuben und überall sahen wir geschäftige und thätige Hände. Hier wurde gestickt, dort genähet, in der einen Hand gemacht, in einer andern gesponnen, wieder in einer andern buntes Papier verfertigt u. s. f. In der

der Küche fassen wohl acht bis zehn Mädchen um große Gemüskörbe herum, und bereiteten das Essen auf den folgenden Tag vor. Auch hier war alles äußerst sauber und rein, und ich glaube, wenn unsre Damen lauter solche reinliche und aufgeputzte Küchen hätten, wie diese war, sie sähen öfter einmal hinein, als es gewöhnlich geschieht.

Die Schwestern schlafen alle auf einem Saale, und haben auch ihren besondern Betsaal.

Nun auch etwas über die Tracht der herrnhutischen Frauenzimmer, die sich unter einander Schwestern nennen. Kurze Leibkontuschen oder Korsettchen sind die allgemeine Kleidung, über welche sie, wenn sie ausgehen, gewöhnlich ein fattunenes kurzes Mäntelchen tragen. Modische Kopfzeuge, und Hüthe wie die unsrigen, die in der Mode so oft wechseln, siehst Du hier nicht, eben so wenig trägt man das Haar fliegend und frei. Ein weißes Häubchen von Batist, mit einer kleinen Schneppe, ist ihr Kopfsputz. Beim Ausgehen tragen sie gewöhnlich einen weißen oder schwarzen Hut, der oben wie eine Kappe gezogen und mit einer Blende versehen ist.

Die

Die Hauben sind unterm Kinn mit einem bunten Bande gebunden, welches bei kleinen Mädchen dunkelroth, bei erwachsenern blaßroth, bei Weibern blau, und bei Wittwen weiß zu seyn pflegt. —

So viel für heute, da ich eben von der Frau L** aufgesucht werde, um einen kleinen Spaziergang mit ihr zu machen. Empfehl mich unsrer guten Mutter bestens.

Gustav an Elise.

R***, am 14. Jun.

Gestern hätte ich Dich zu uns gewünscht, liebeß Ließchen, da würdest Du recht geschäftig gewesen, Treppe auf Treppe nieder gesprungen seyn, und auf das Schlüsselbund an der rechten Seite Dir nicht wenig zu gute gethan haben, denn eine geschäftige Wirthinn war gestern gar nöthig. Wozu? wirst Du gleich hören.

„Auf morgen freuen wir uns außerordentlich“ sagten die iungen L** vorgestern immer zu uns, aber alle Bitten, es uns zu vertrauen, warum sie sich freueten, waren ver-

vergebens, wir erfuhren es durchaus nicht. „Ihr werdet Euch gewiß auch freuen“ war immer die Antwort, mit der sie unsre Fragen abwiesen. Wir mußten also den ganzen Tag ohne Befriedigung unsrer Neugierde zubringen, und auch so uns schlafen legen. — Du hättest wohl kein Auge zuthun können, wenn Du an unsrer Stelle gewesen wärest? — Wirst Du roth, Lieschen? Doch nicht auch böse auf mich? — es war nicht so schlimm gemeint. „Topp! wir sind wieder Freunde und ich erzähle weiter.“ Wärest Du aber böse, so breche ich hier ab, — doch da reichst Du mir ia schon das Händchen entgegen — also fortgefahren Gustav. Wir glaubten, es würde etwa den Tag darauf ein Besuch gemacht werden, oder L**S würden Gäste bekommen, und hielten dies für die Ursache der erwarteten Freude. Aber es war ganz etwas anders.

Indem wir früh in der Unterstube versammelt waren, um zu frühstücken, wurde vor der Thüre ein Gesang angestimmt. — „Da sind sie schon“ riefen die iungen L**S und ehe sie noch ihrem Vater auf seine Frage: Wer ist denn da? antworten konnten, flogen

flogen sie zur Thüre hinaus, und wir alle mit. Weißt Du, wer da war? — Sechszehn arme Kinder, neun Knaben und sieben Mädchen, lauter vater- oder mutterlose Waisen, für die Herr L** das Schulgeld bezahlt, und auch sonst sorgt. Diese kamen denn und bezeugten durch die Anstimmung eines Morgengesanges ihrem Wohlthäter an seinem Geburtstage ihren Dank. Ihr Lehrer, der Schulmeister des Orts, war bei ihnen. Frau L** hatte die Sache im Geheim veranstaltet, und zugleich alle Kinder neu kleiden lassen. Herr L** war durch diesen unvermutheten Auftritt nicht wenig gerührt. Als der Gesang beendigt war, gaben ihm die Kinder die Hand, und ich sah die meisten von ihnen weinen. Gott segne Sie für alles, was Sie an uns thun, sagte der älteste Knabe im Namen aller, wir können es Ihnen nicht genug verdanken. Die Kinder erhielten nun ein Frühstück, und dann mußten sie auch beweisen, ob sie in der Schule etwas gelernt hatten? Herr L** ließ sich ihre Schreibebücher zeigen, legte selbst ihnen einige Fragen über die Religionslehren vor, so wie mehrere Rechnungsaufgaben, welche sie aus dem Kopfe beant-

Beantworten mußten, und die Kleinern lasen
 und buchstabirten. Hierauf sah er das Buch
 durch, in welchem ihr Lehrer bemerkt hatte,
 ob die Kinder in der Schule sich gut aufführ-
 ten, oder nicht, ermunterte die Fleisigen
 fortzufahren, und ermahnte die andern, de-
 ren Lob nicht das beste war, freundlich, in
 Zukunft sich zu bessern. Als dieses Examen
 vorüber war, beschenkten die iungen L** ie-
 des der Kinder mit einem Exemplare des No-
 chowischen Kinderfreundes, und ihre Mutter
 gab jedem noch ein Paar neue Schuhe. Du
 kannst Dir leicht denken, daß wir alle durch
 diese unerwartete Veranstaltung gar sehr
 überrascht wurden. Was uns am meisten
 dabei freuete, war das Betragen der iungen
 L**. Als die Prüfung vorbei war, nahmen
 diese die Kinder mit in den Garten, zeigten
 ihnen hier alles, und giengen so liebeich mit
 ihnen um, daß ich sie noch einmal so lieb ge-
 wann. Als gespeiset wurde, war für die
 Kinder in einer Nebenstube gedeckt, weil Herr
 L** befürchtete, sie möchten vor Schüchtern-
 heit sich kaum satt essen, wenn sie in unsrer
 aller Gegenwart speisen sollten. Was den
 Kindern vorgelegt wurde, durften sie, wenn
 N. Kinderfr. I. J. 4. B. B b b sie

sie es nicht verzehren konnten, aufheben, und Du hättest sehen sollen, wie sie nach Tische fortsprangen, um ihren Vätern, Müttern oder Verwandten, einen Theil ihrer Essens zu überbringen. Sie waren wieder auf das Schloß bestellt, und nun wurde Regel geschoben, ein Vogel abgeschossen, und manches Spiel angegeben, woran auch noch andre Kinder aus dem Dorfe Antheil nahmen. Abends erhöhten die iungen L** die Freude dadurch, daß sie mit einer Pyramide erschienen, welche erleuchtet war, und auf den drei Seiten folgende drei Inschriften hatte: Dem Wohlthäter — dem Vater — am 13ten Junius 1794. — Gegen Abend versammelten sich noch mehrere Personen aus dem Dorfe, und bei dieser Gelegenheit erhielten auch der Vater und Herr Steinau eine Veranlassung, diesen frohen Tag mit einer guten Handlung zu beschliessen. Der eine Knabe hatte seine alte Mutter mit herzugeführt, welche auf dem einen Auge blind war. Sie erkundigten sich bei dem Sohne nach einigen Umständen der Blindheit seiner Mutter, und kamen dann darinn überein, daß der Frau leicht zu helfen seyn würde. Da nun

nun durch die Hülfe eines Augenarztes in Dresden schon mancher, der seines Gesichtes beraubt war, wieder hergestellt worden ist, so beredeten sie sich darüber, ob es nicht möglich sey, dieser Frau auch wieder zu dem Gebrauche ihres Auges zu verhelfen. Endlich beschlossen sie, sich der armen Frau gemeinschaftlich anzunehmen. Herr Steinau erbot sich, die Kosten der Reise und der Kur zu tragen, und der Vater will für Wohnung und Kost sorgen. Du kannst Dir leicht denken, wie sehr wir alle uns freuen könnten, wenn die menschenfreundliche Absicht erreicht würde. Es müßte uns ja die angenehmste Erinnerung an unsre lausitzer Reise seyn, wenn sie Gelegenheit würde, daß einer betagten Person ihr Alter erleichtert worden wäre.

Siehst Du, Lieschen, so haben wir den gestrigen Tag zugebracht. Es mag doch — so dachte ich oft bei mir selbst — sehr angenehme und frohe Empfindungen machen, wenn man, wie Herr und Frau L**, für arme Menschen so thätig sorgen kann. Besonders, meinte Herr Waltherr, sey bei armen Kindern diese Unterstützung ge-
 wöhn-

wöhnlich noch besser angewendet, als bei ältern Personen. Arme Kinder, die ihre Aeltern verlohren haben, und um die sich Niemand bekümmert, legen sich nicht selten von Jugend an auf schlechte Streiche, und sind dann bei reifern Jahren oft ausgelernte Bösewichte. Hält man sie aber, wie hier, schon in der Jugend an, sich gut aufzuführen, und etwas zu lernen, so werden oft die brauchbarsten Menschen aus ihnen gezogen. Herr Walthers versicherte uns, daß eben dadurch so viele arme und verlassene Kinder zu bösen Menschen ausarteten, weil sie so oft von andern zurückgesetzt und schlecht behandelt würden. Verachtung und Zurücksetzung, welche sie von andern erdulden müssen, macht sie verstockt und tückisch, und so verwildern sie nach und nach immer mehr.

Das Betragen der iungen L** gegen diese armen Kleinen war für uns eine Lehre, die wir uns gewis recht gut merken wollen, und das um so mehr, da sie uns von Personen unsers Alters gegeben worden ist. Ja, Lieschen, wir wollen künftig jedem armen Kinde recht freundlich begegnen, und vorzüglich solche, die ihre Aeltern nicht mehr haben,

ben,

ben, nicht durch ein unfreundliches hartes
 Betragen betrüben und kränken. Es mag
 ja ohnehin traurig genug seyn, wenn man
 immer unter fremden Menschen leben muß,
 und das Glück nicht genossen hat, von Va-
 ter und Mutter erzogen zu werden. Drücken
 und verachten nun vollends die andern Men-
 schen solche verlassene Kinder, und machen
 ihnen dadurch ihre Lage doppelt schwer, wie
 mag das nicht kränken, und wie oft mögen
 diese armen Kinder im Stillen weinen, und
 dem, der unser Aller Vater ist, ihre Noth
 klagen!

Ueber uns, gutes Schwesterchen, soll kein
 Armer seufzen, freundlich wollen wir ihnen
 begegnen, sie mit einer kleinen Gabe er-
 freuen, und wenn wir einst erwachsen sind,
 und mehr haben, als wir zur Nothdurft
 brauchen, dann wollen wir es uns, wie Herr
 und Frau L***, zur Freude machen, Noth-
 leidende zu unterstützen.

Lebe wohl, und gieb Heinrichen einen
 brüderlichen Kus von

Deinem Gustav.

B b b 3

Gustav

Gustav an seine Mutter.

R***, am 17. Jun.

Nun haben wir wieder eine von den Sechsstädten der Oberlausitz, Zittau, gesehen, die nächste an der böhmischen Grenze, denn nur eine Stunde davon liegt schon ein böhmisches Städtchen. Wir machten vorgestern den Weg dahin zu Fuse, brachen, um bald dort zu seyn, zeitig von R*** auf, und trafen auch schon früh um acht Uhr in Zittau ein, wo wir bei einem Freunde des Herrn P** abtraten. Fast hätten wir geglaubt, Zittau läge auf lauter Inseln, als wir die Vorstädte von weitem sahen. Die Sonne beschien das Leinenzeug, das auf den Bleichen vor der Stadt in Menge ausgebreitet war, und der Glanz, welcher dadurch verursacht wurde, täuschte uns so, daß wir glaubten, es wäre lauter Wasser. Zittau hat weitläufige Vorstädte, und es giebt da sehr viele Gärten, in denen eine außerordentliche Menge von Früchten gezogen, und auf Wagen und Schubkarren täglich viele Meilen weit verführt wird. Ein großer Theil Männer und Weiber von den benachbarten Dörfern

fern

fern ernähren sich von dem Verkaufe dieser Gartengewächse, welche sie in Zittau abholen, und dann weiter verführen. Die Stadt ist mit einer guten Ringmauer und einem breiten Graben umgeben, und hat vorzüglich im Hussitenkriege manche Belagerung ausstanden. Der Spaziergang um die Stadt gewährt, besonders gegen Böhmen hin, die schönsten Ausichten auf nahe Gebirge. Die Gegend, in welcher Zittau liegt, ist überhaupt äußerst fruchtbar, und es soll von Sito, das in der böhmischen Sprache Getreide heißt, seinen Namen haben, weil das Getreide in der Nähe gut geräth.

Ein trauriger Anblick war es für uns, als wir in der Stadt noch so viele Brandstellen sahen, wo sonst Häuser gestanden hatten, die im siebenjährigen Kriege niedergeschossen wurden, denn es sind bei weitem nicht alle, damals abgebrannte, Häuser und Gebäude wieder aufgebauet worden. Jetzt arbeitet man sehr fleißig an der niedergeschossenen Hauptkirche, die in einigen Jahren zu Stande kommen soll. Nur die Häuser auf den untern Gassen der Stadt sind bei jenem Bombardement stehen geblieben, und von diesen

diesen sind mehrere durch eine, des Nachts entstandene, Feuersbrunst vor einigen Jahren niedergebrannt, aber jetzt wieder aufgebauet. Man erzählte uns dabei ein Beispiel von treuer Bruderliebe, das für uns sehr rührend war, ich habe es Elisen wieder erzählt, welche Ihnen wohl den Brief vorlesen wird.

Wir besuchten die Bibliothek, die in einem großen hellen Saale aufgestellt ist. Außer vielen Büchern gab es hier auch noch andre Merkwürdigkeiten, viele Thiere, die in Weingeist aufbewahrt wurden, unter denen auch ein Skorpion sich befand, eine große Himmelkugel, auf welcher die verschiedenen Sterne durch blaue, rothe und gelbe Steine bezeichnet waren, ein ganz neues Modell zu einer großen doppelten Feuersprütze, welches besonders Edwards Aufmerksamkeit auf sich zog, einen kleinen japanischen und einen chinesischen Tempel, welche man Tragtempel nennt, weil die Chineser und Japaner gewohnt sind, sie für immer bei sich zu tragen. In diesen standen kleine Götzenbildchen aufgestellt, und vorzüglich gefiel uns der herrliche Lack, mit dem sie überzogen waren.

Auch

Auch Streitärzte, Streitkolben, alte Schilde, und mehrere Urnen sahen wir.

Da Zittau besonders wegen des Leinwandhandels und der vielen Bleichen berühmt ist, so führte uns unser Wirth auf einige derselben, die an der Meisse, und an der Mandau, welche beide Gewässer bei der Stadt vorbeifliessen, angelegt sind. Zu einer solchen Bleiche gehört ein Platz, der wohl sechs, acht, und mehreremale so groß ist, wie der Marktplatz in Dresden. Das Wasser, welches man zum Begiessen des Leinenzeuges braucht, wird entweder durch die Bleichknechte aus dem Flusse gepumpt, oder durch Räder, in welchen kleine Kästchen angebracht sind, herausgeschöpft. Lange Rinnen, die, nachdem man sie braucht, bald da, bald dorthin gelegt werden können, leiten es in Fässer, deren überall mehrere stehen, damit das Wasser zum Begiessen gleich in der Nähe ist. Das Leinenzeug wird vorher in großen Kesseln mit Potasche gekocht, ehe es auf die Bleiche gelegt wird, und wir sahen, was für ein beträchtlicher Unterschied zwischen dem Leinenzeuge war, wie es vom Weberstuhle kömmt, und wenn es gebleicht ist.

Die

Die Bleicher und Bleicherinnen sind starke gesunde Menschen, und von der Sonne, ihrer großen Gönnerinn, tüchtig verbrannt. Wir konnten uns hier recht überzeugen, was Uebung von Jugend auf vermag und wie sehr körperliche Bewegung und Arbeit im Freien stärkt. Die größten Schubkarren, mit mehrern Stücken nassen Leinenzugs beladen, von denen ich kaum eines hätte fortbringen können, fuhren diese Leute ohne große Anstrengung hin und her. Ist die Leinwand gebleicht genug, so wird sie auf einer großen Mandel gemandelt, um ein recht schönes Ansehen zu bekommen, dann erst noch geglättet, hierauf eingepackt und so versendet. Leinwand sieht man hier immer hin und her fahren, und alle Dörfer bei Zittau sind voll von Menschen, welche die verschiedenen Arten von Leinzeug weben. Das dazu nöthige Garn wird zum Theil aus dem, in der hiesigen Gegend erbauten, Flachse gesponnen, der größte Theil aber in Böhmen gekauft, denn der Flachs, welchen man in der Lausitz bauet, reicht bei weitem nicht zu der Menge von Leinwand, die hier verfertigt wird.

Vor

Vor der Stadt liegt ein Kirchhof mit einer Begräbniskirche, die Frauenkirche genannt. Auf diesem Kirchhofe waren die Batterien errichtet, von welchen Zittau im siebenjährigen Kriege beschossen wurde. Der Kirchhof liegt etwas erhaben, und war also recht gut zu dieser, für die Stadt so traurigen, Absicht zu brauchen.

Daß wir auch den berühmten Berg bei Zittau, den Dybin, nicht vergessen haben, werden Sie sich ohnehin denken — wir besuchten ihn gestern früh von Zittau aus, von wo er etwa zwei Stunden entfernt ist. In der Nähe desselben liegen mehrere, mit Waldungen bewachsene, Berge, und erst wenn man sich in einer Art von Kessel befindet, welchen die nachbarlichen Berge bilden, wird man ihn gewahr. Auf dem einen benachbarten Berge ist ein Steinbruch, welcher uns recht lebhaft an unsere Reise in die Liebethaler Steinbrüche erinnerte. *) Wir glaubten dort schon hohe Berge zu sehen, aber die hiesigen

*) Unsere Leser werden sich dieser, im erstem Theile des Kinderfreundes (Seite 63 u. fgg.) erzählten, Reise auch noch erinnern.

hiesigen übertreffen iene gar sehr an Höhe und Umfang. Die Einwohner der kleinen Häuser in der Nähe des Dybins sind Leinweber, Steinbrecher, Holzschläger, und haben eine sehr üble Lage, wenn in Kriegszeiten der Kurfürst von Sachsen es nicht mit dem Kaiser hält, weil die böhmische Grenze hier ganz nahe ist. Im letztern Kriege, der doch nur ein einziges Jahr dauerte, sind diese armen Leute fünfmal ausgeplündert worden.

Der Dybin hat das Ansehn einer Glocke oder Pyramide, indem er gegen oben immer spitzer zuläuft, und besteht aus einer Menge von hohen Sandsteinblöcken, zwischen welchen sich viele Klüfte befinden. Am Fulse des Berges liegt ein kleines Dorf, das eben so heißt, und hier wohnt der Schulmeister, welcher bei denen, die sich auf dem Berge umsehen wollen, das Amt des Wegweisers übernimmt. Von dem Schulhause führt eine Treppe, die sich nach verschiedenen Seiten krümmt, und deren Stufen größtentheils aus dem Felsen gehauen sind, auf den Berg. Raun hat man eine kleine Anzahl Stufen erstiegen, so findet man eine neue recht niedliche Kirche, so an einen Felsen angebauet, daß dieser
einen

einen Theil der Wand ausmacht. Zugleich unterscheidet sich diese kleine Kirche auch darinne von andern, daß ihr Fußboden wegen des Felsens, auf dem sie liegt, bergan läuft und daß von den Weiberstühlen immer einer höher als der andre und der hinterste mit der Kanzel von einerlei Höhe ist. Das Ganze hat viel Aehnlichkeit mit den Sitzen der Zuschauer im untern Theile eines Schauspielhauses.

Merkwürdig ist nun der obere Theil des Dybins wegen der hier befindlichen Ruinen eines Raubschlosses und eines Klosters. Bei Erblickung dieser Ueberreste machten wir die Bemerkung, daß es unbeschreibliche Mühe gekostet haben müsse, eine Menge Gebäude auf einem Berge zu errichten, der wohl über zweihundert Ellen hoch ist. Nicht bloß erstaunen muß man bei solchen Werken über den Unternehmungsgeist der Menschen, sagte der Vater, sondern vielmehr sich freuen über die Beharrlichkeit, welche sie in der Ausführung derselben bewiesen haben. Von den Klostergebäuden sieht man noch einige Ruinen, die vornehmsten sind die von der alten Klosterkirche. Vom Dache ist nichts mehr
vorhan-

vorhanden, aber die Seitenwände stehen noch, und haben die außerordentliche Höhe von beinahe vierzig Ellen. Wenn man hier spricht, so schallt es von allen Wänden wieder. Gesang und Musik muß sich, wie Herr Steinau bemerkte, gar vortreflich ausgenommen haben. Wie viel Mühe man sich aber auch gab, diese Kirche recht schön zu machen, können Sie aus folgendem schliessen. Man hatte auch bei dieser alten Kirche, so wie jetzt bei der neuen, von der ich Ihnen vorhin sagte, einen Felsen zu einer Wand benutzt. Weil nun aber eben deswegen, alles, was in der Kirche gesungen wurde, dumpf klingen mochte, so unternahm man die mühselige Arbeit, den Felsen, da wo er zur Wand diente, durchzuarbeiten, damit dieser Theil der Wand und so die ganze Kirche von allen Seiten frei stünde. So kann man noch jetzt zwischen dem Felsen und der Kirchenwand, die hier aus einem Stücke Felsen besteht, herumgehen, und bewundert den Entschlus, einen Felsen so viele Ellen hoch, lang und breit durchzuarbeiten. In der Sakristei siehet man noch die Todtengruft. Das Auffallendste, wenn man aus diesen Ruinen herauskömmt, ist dieses, sich
alsdenn

alsdenn auf einem Begräbnißplaze zu befinden, wohin alle Leichen aus dem Dorfe geschafft werden.

Bei diesem Kirchhofe ist auf der einem Seite des Felsens ein hübsches Sommerhäuschen erbauet, in welchem uns der Herr Schulmeister recht gut bewirthete. Die Aussicht von hier ist so schön, daß wir uns nicht satt an ihr sehen konnten. In der Nähe ist man mit lauter großen Bergen umgeben, unten im Thale siehet man zerstreute Häuser, durch welche sich ein Bach schlängelt, und zwischen zween Bergen hindurch siehet man Zittau grade vor sich liegen, wie auf einem Prospekte als Hintergrund gemahlt.

Nachdem wir uns hier eine lange Weile an der schönen Aussicht vergnügt hatten, zeichnete Herr Steinau die Ansicht der Klosterkirche von dem Kirchhofe her, ich lege Ihnen die Zeichnung bei. Links ist eben der Felsen, welchen man durchgearbeitet hat. *) Hierauf bestiegen wir die höchste Anhöhe des Berges, wo noch Ueberreste des alten Raubschlosses stehen, welches vor dem Kloster hier erbauet gewesen ist. Hier oben zeigte uns
der

*) Man sehe die Vignette.

der Schulmeister auch ein paar Plätze, von denen der eine der Kaiserstuhl, der andre das Kaiserbette heißt, weil Kaiser Karl der Vierte hier gefessen und geschlafen haben soll. Die Aussicht war noch ausgebreiteter, und wir sahen auch hier die Landeskronen bei Görliß, von der wir doch auf fünf Meilen entfernt waren. Auch auf diesem Gipfel ist seit kurzem ein kleines Häuschen erbauet worden. Ganz nahe am Dybin liegt der Hochwald, auf dem sich die Grenze zwischen Sachsen und Böhmen befindet.

Der Dybin hat verschiedene Schicksale gehabt. Im dreizehnten Jahrhunderte, erzählte uns unser Führer, hätten einige Jäger einen Bären bis hieher verfolgt, und als sie ihn mit vielem Geschrei tödteten, hätte das Echo ihnen so sehr gefallen, daß sie ihrem Herrn davon Nachricht gaben, welcher denn ein Jagdhaus hier erbauete. Daß das Echo hier so vortreflich ist, wie man es gewis selten findet, das haben wir selbst erfahren. Es ist nämlich gewöhnlich, daß der Schulmeister ein paarmal aus einem kleinen Mörser schießen läßt. Man hört den Schall in allen umliegenden Bergen und in den vielen Klüften

Klüften in einem Zirkel herum tönen, und es
 dauert eine lange Weile, ehe er sich verliert.
 Beim Abbrennen des Mörsers nahmen wir
 uns denn freilich recht in Acht, demselben
 nicht zu nahe zu kommen, und unser Führer
 warnte uns gutmüthig dafür, indem er uns
 erzählte, daß einmal die Schullehrer von Zit-
 tau hier gewesen wären, und auch hätten
 schiessen lassen. Bei dieser Gelegenheit hätte
 ein Mann, den sie zur Bedienung bei sich
 hatten, sich dem Mörser zu sehr genähert,
 und wäre von dem Drucke der Luft erstickt,
 den der Pfropf beim Herauspringen verur-
 sachte. Wir ließen alle uns diese Geschichte
 nicht umsonst gesagt seyn, und traten gern
 an den Ort, den uns der Schulmeister als
 den sichersten anwies, und wo sich zugleich
 das Echo am besten ausnahm. Nach und
 nach soll nun auf dem Dybin ein Raubschloß
 entstanden seyn. Einige Ritter mit ihren
 Knappen setzten sich dort fest, und beraubten
 denn fleißig die Leute, die der Weg bei diesem
 Berge vorbeiführte. Beizukommen war ih-
 nen nicht gut, denn sie konnten von oben
 leicht die Feinde abhalten, die von unten sich
 ihnen nähern wollten. Endlich aber gelang
 N. Kinderfr. I. J. 4. B. E c c es

es doch Karl dem Vierten dieses Raubnest zu zerstören. Mönche, die nach der Zeit den Berg sahen, und denen er außerordentlich gefiel, weil er so recht von der übrigen Welt abgesondert war, baten eben diesen Kaiser, daß er ihnen hier ein Kloster zu bauen erlauben möchte. Der Kaiser bewilligte es. So entstand hier ein Kloster und eine Kirche. Die Mönche hatten gar viele Einkünfte. Bei der Reformation in Sachsen gieng das Kloster ein, und ein Blitz, der bald nachher in die Gebäude schlug, vernichtete einen großen Theil derselben. Im dreißigjährigen Kriege haben denn oft Soldaten sich hier aufgehalten, und von hier aus die umliegende Gegend häufig geplündert. Im Anfange des ietzigen Jahrhunderts lagen Schweden hier, denen das Echo so wohl gefiel, daß sie fleißig schossen. Dabei giengen sie aber oft so nachlässig mit dem Pulver um, daß viele von den damals noch stehenden Gebäuden zerstört wurden. Nun hätte ich Ihnen denn das Merkwürdigste von diesem sonderbaren Berge erzählt, welcher fleißig von Zittauern und Fremden besucht wird. Der Schulmeister hält daher ein Buch, in welches die Fremden

den

will ich Dir in meinem heutigen Briefe erzählen, was ich alles bei dieser Gelegenheit gelernt habe.

Der Saame, aus welchem der Flachs gewonnen wird, heißt Lein, und weil besonders der liefländische Flachs sehr gut ist, so säet man auch in der Oberlausitz gewöhnlich liefländischen Lein, den man rigaischen nennt, weil er durch die Kaufleute meistens aus Riga, der Hauptstadt von Liefland, verschrieben wird. Herr L** säet aber auch viel Lein aus, den er von seinem selbsterbaueten Flachse aufhebt, und welcher fast eben so gut seyn soll. Dieser Leinsaamen wird gewöhnlich im Mai auf guten lockern und fetten Boden gesäet. — Er gehet bald auf, und bekömmt eine blaue Blüthe, daher ein, mit Flachs bebautes, Feld einen sehr schönen Anblick gewährt. Wenn die Blüthe abfällt, so entstehet ein Knoten oder eine kleine Kapsel, worinne sich der Saame erzeugt, welcher anfänglich ganz grün aussieht. Ist er reif genug, welches man daran erkennt, daß die Saamenkapseln bräunlich werden, so wird er ausgezogen, oder, wie man eigentlich sagt, gerauft, und bleibt acht bis zehn Tage auf dem Felde liegen,

gen, damit er recht austrocknet. Wenn er so trocken ist, daß die Saamenkapseln aufspringen, dann wird er hereingenommen, und gedroschen. Die Körner nun, welche aus den Knoten durch das Dreschen herausfallen, und Lein, oder Leinsaamen heißen, werden entweder zum Säen aufgehoben, oder zu Dehl geschlagen, und geben das bekannte Leinöhl, welches man dadurch aus dem Saamen gewinnt, daß dieser gestampft und gepreßt wird. Ist der Flachs gedroschen, so wird er geröstet, das heißt, man breitet ihn auf Stoppelfeldern aus. Da ihn nun hier die Sonnenhitze recht austrocknet, und der Regen wieder erweicht, so wird das Holzichte, was in dem Stengel ist, immer mehr von den Fasern abgesondert, welche das Beste vom Flachse sind. An manchen Orten legt man ihn aber ins Wasser, wodurch sich denn auch das Holzichte und die Fasern von einander trennen. Um ihn nach der Roste völlig auszutrocknen, wird er in die Backöfen gesteckt, wenn das Brod heraus und der Ofen noch warm ist, der Ofen wird hierauf ordentlich verklebt, erst den andern Tag geöffnet, und der Flachs herausgenommen.

E c c 3

An

An vielen Orten hat man aber auch dazu besondere Häuser, die man Darthäuser nennt. Ist der Flachs nun ganz trocken, so brecht man ihn, das heißt, er wird auf ein Bret gelegt, welches einen Falz, oder Einschnitt, hat. In diesen Einschnitt paßt ein andres Bret, welches in die Höhe gehoben und niedergelassen werden kann. In dem man nun den Flachs zwischen diesen Brettern quetscht, wird das Holzichte darinne zerbrochen, und fällt dann leichter heraus. Um aber die Fasern noch mehr zu reinigen, wird er nun auf der Hechel, welches ein, mit blechernen Zacken beschlagenes, Werkzeug ist, gehandelt, wobei das Holzichte und die gröbern Fasern sich ganz herausziehen, die feineren aber bleiben. Die gröbern, welche Berg heißen, werden zu grober grauer Leinwand verarbeitet, was davon beim Spinnen übrig bleibt, heißt Pfocken, und auch diese groben Ueberbleibsel wirft man nicht weg, sie werden auf einem grossen Spinnrade gesponnen, und aus diesem Garne verfertigt man die grobe Packleinwand. So geht also nichts verloren. Der feinere Flachs wird nun an den Rocken gelegt, mit einem Bande
locker

locker daran befestigt, und die Spinner und Spinnerinnen ziehen mit ein paar Fingern der linken Hand, die sie von Zeit zu Zeit naß machen, Fäden heraus, die desto feiner werden, je feiner der Flachs ist, und je besser sich die Spinner auf das Ausziehen des Fadens verstehen. Die Fäden winden sie nun entweder auf die Spille, ein länglicht spitziges Holz, das sie in der rechten Hand hin und her drehen, oder auf eine kleinere eiserne Spille, die an ein Rädchen befestigt ist, das durch den Fuß in Bewegung gesetzt wird. Von der Spille wird das Garn über ein Holz gespannt, das man die Weife nennt. Zwanzig Weiffäden machen ein Gebind. Das Garn wird nun entweder so roh verarbeitet, und das daraus gefertigte Leinenzeug erst nachher gebleicht, oder man schickt gleich das rohe Garn, in Fäßchen gepackt, auf Bleichen, und läßt es weiß machen. Das ist hier gewöhnlich, und man nennt die daraus gefertigte Leinwand weißgarnicht. Die Männer, welche das Garn einzeln einkaufen, heißen Garnhändler, die es aber alsdenn in ganzen Fäßchen auf die Bleichen schicken, Faktors. Kommt es von der Bleiche zurück,

rück, so sucht es nun der Faktor aus, legt dasjenige, welches von gleicher Stärke ist, zusammen, um es zu einerlei Leinwand zu nehmen, und zählt dem Weber, den er in Arbeit hat, so viel Garn zu, als er zu der Leinwand braucht, die er verfertigen soll. Es giebt Faktors, die wohl auf zwanzig Stühlen arbeiten lassen. — Auch einen Leinweber besuchten wir, und dieser zeigte uns alles, was zur Verfertigung der Leinwand nöthig ist. Aber ich zweifle, daß ich mit aller Mühe es so weit würde bringen können, Dir es so zu beschreiben, daß Du es ganz verstündest. Einiges kann ich Dir indessen sagen. Die Fäden, welche die Länge der Leinwand ausmachen, werden zuerst auf eine runde Welle des Weberstuhls aufgeschlagen, und heißen die Werfste. Das äußerste Stück derselben, von etwas mehr als einer Elle, ist vor dem Weber, der am Stuhle sitzt, ausgespannt. So wie dieser den Fußtritt in Bewegung setzt, gehet ein Theil dieser flachausgespannten Fäden hinauf, der andre herunter. Indessen schiebt er, äußerst geschwind, einen Faden quer durch die Defnung, welche so entsteht, pocht ihn mit der Wirklade, die einen

einen

einen Theil des Weberstuhls ausmacht, fest an, und tritt dann wieder. So gehet es in einem fort, und es entstehet auf diese Art ein Zoll Leinwand nach der andern. Sind ein paar Zoll fertig, so windet er sie auf eine andre, gleich bei seinem Sitze befindliche, Welle auf, rollt zugleich ein neues Stück der Werste ab, und bearbeitet dieses eben wieder so, bis endlich die ganze Werste aufgearbeitet ist. Die Fäden, welche er quer durchschiebt, heißen der Schuß, und sind die Breite der Leinwand. Die Länge und Breite der Leinwand ist übrigens verschieden, man hat sie fünf, sechs, sieben Viertel breit, und bis 108 Ellen lang.

Die künstlichste Weberei wird hier in der Nähe im Dorfe Großschönau getrieben, wo man den leinenen Damast macht, welcher zu Tischtüchern, Tafelzeugen, Servietten so gewöhnlich ist. Die dortigen Weber haben es in ihrer Kunst so weit gebracht, daß sie alle ihnen aufgegebenen Muster verfertigen. Sie weben Häuser und Menschen, Schiffe und Bäume, ganze Landschaften, und alle andre Figuren und Formen in ihre Arbeit. Ein Musterzeichner zeichnet das aufgegebenne
Muster

Muster durch Linien und Punkte zu ihrem Gebrauche ab. Ein Arbeiter, der am Stuhle steht, und das Muster vor sich hat, zieht nun die Fäden so, daß die bestimmten Figuren entstehen, indem die Weber an dem Stuhle arbeiten. Spinnen und Weben ist die vorzüglichste Beschäftigung auf den hiesigen Dörfern, und wenn die Leinwand recht gut geht, wie die Leute hier sagen, welches so viel heißt, daß die Leinwand von den Kaufleuten aufgekauft wird, so befinden sich die Einwohner in diesen Dörfern gar sehr wohl, und es giebt unter den Faktors Leute, die mehrere tausend Thaler Vermögen besitzen. In den Dörfern Grossschönau, Hannevalde, Spitzkunnorsdorf, Eybau, Ebersbach, Dderwitz, welche hier in der Nähe liegen, findet man sehr viele recht niedliche Häuser. Solche elende Hütten, wie sie auf andern Dörfern uns aufstießen, trifft man hier weit wenigere. Daß die Leute sich nicht übel befinden müssen, sieht man besonders auch an Sonn- und Feiertagen, wenn sie Staat machen. Nicht nur die Männer haben Röcke von sehr feinem Tuche, sondern auch Weiber und Mädchen tragen eine Menge

Menge Röcke übereinander, welche zum Theil von dem besten Tuche sind, und gehen in der Wäsche äußerst weiß und reinlich gekleidet. Der Ackerbau ist in der hiesigen Gegend nicht zu beträchtlich. Das erbauete Korn reicht lange noch nicht zu, um alle Einwohner mit Brod zu versorgen. Von den Dörfern, die ich Dir da eben genennt habe, sind manche über eine Stunde lang, die Häuser eben nicht weit von einander, und in manchem Hause wohnen drei und noch mehr Familien.

Da hätte ich Dir denn recht viel erzählt, komme ich nach Hause, dann wollen wir schon weiter über alles sprechen. In acht Tagen werden wir wohl wieder beisammen seyn, und ich freue mich nicht wenig auf diese Zeit. Denn so sehr es mir auch hier gefällt, so wünschte ich gleichwohl, bald wieder unsre gute Mutter zu sehen, und Dich und Heinrichen wieder um mich zu haben. Lebe wohl!

Eduard

 Eduard an Elisen.

Gestern, liebe Schwester, hatten wir Gelegenheit, etwas zu beobachten, was man in Städten nie zu sehen bekommt, und das uns mehr Freude machte, als wenn wir bei den Sprüngen eines Seiltänzers Zuschauer abgegeben hätten. Wir sahen nämlich Bienen schwärmen. In dem einen Stocke des Herrn L** hatten sich die Bienen so sehr vermehrt, daß ein Theil mit seiner Königin auszog, welches man Schwärmen heißt. Schon seit ein paar Tagen ließ Herr L** einen seiner Leute, der sich auf die Bienenzucht gut versteht, bei den Bienen wachen, weil Anzeigen da waren, daß sie schwärmen wollten. Als wir einmal früh vom Spaziergange heim kamen, gab diese Schildwache ein verabredetes Zeichen, und alle liefen wir an die Fenster einer Stube, die in den Garten geht, um das Schwärmen hier mit anzusehen. Erst kamen einzelne Bienen heraus, dann folgte die Königin. Nun drängten sich viele tausend Bienen aus dem Flugloche hervor, und schwärmtten mit einem außerordentlichen Gesumse im Garten herum. Oft
 ge

geschiehet es denn, daß sich die Königin, und dann alle ihre Unterthanen, gleich in der Nähe ansetzen. Zuweilen aber fliegen sie, wenn die Königin gesund und stark ist, wohl eine Stunde weit und noch weiter, so, daß es viele Mühe macht, ehe der Herr den Schwarm wieder bekommt. Weil sich nun dieser neue Schwarm jetzt auch nicht gleich ansetzte, und Herr L** befürchtete, er möchte gar davon ziehen, so ließ er aus kleinen Spritzen Wasser in die Höhe spritzen, und zwar so, daß es, wie Regentropfen, auf die Bienen zurückfiel. Dadurch wurden ihre Flügel naß und sie zum Dableiben genöthigt. Die Königin setzte sich bald darauf an den Ast eines Baumes, an sie hiengen sich andre Bienen an, an diese wieder andre, und so sahe man einen dichten schwarzen Klumpen von lauter Bienen. Herr L** ließ dann den Ast absägen, die Bienen in einen neuen Stock schaffen, und hatte nun, wie er sagte, sein Bienenvolk um eine Familie vermehrt.

Die Bienenzucht ist in der Oberlausitz sehr beträchtlich. Herr L** hatte gegen dreißig Stöcke. In einer andern oberlausitzischen

sitzischen Gegend, nämlich in der Grafschaft Muskau und Hoyerwerda, hat man, wie uns erzählt wurde, sogar eine Menge Bienenstöcke oder Beuten an den Bäumen in der Heide angebracht. Diese Bienenzucht in Wäldern nennt man die wilde. Man macht in die Bäume, welche dazu passend sind, Oefnungen, die den Bienen zum Aufenthalte dienen. Die Leute, welche die Erlaubnis haben, solche Beuten sich anzulegen, nennt man Zeidler. Die Zeidlergesellschaft im Muskauischen soll einige tausend Beuten in der dortigen Heide besitzen.

Solche wilde Bienen giebt es, wie Herr L***, welcher mehrere Bücher über die Bienenzucht gelesen hat, erzählte, in Pommern, Preussen, Polen, Litthauen und mehrern Gegenden von Russland. Es gehört viel Mühe und Geschicklichkeit dazu, wenn die Zeidler ihre Beuten in den hohen Bäumen oft zehn bis zwanzig Ellen hoch machen müssen. Die oberlausitzischen Zeidler haben grose Leitern. Indessen sind diese doch nicht allemal hoch genug, und dann ziehen sie sich durch Seile, in welchen ein Brett zum Sitz angebracht ist, von einem Aste zum andern,
an

an dem Baume in die Höhe. Die Russen arbeiten Löcher in den Baum, die ihnen zu Fußritten dienen, schlagen dann ein Seil um den Leib, und um den Baum herum, in welchem sie hängen. Auf diese Art rutschen sie immer weiter an dem Baume hinauf, und arbeiten mit der Art die Beute oben aus. Uebrigens hatten wir hier Gelegenheit genug, alles dasienige selbst zu beobachten, was wir aus dem Unterrichte in der Naturgeschichte von den Bienen gelernt haben. Ich brauche also hier nicht alles zu wiederholen, da Du gewis in den Stunden eben so aufmerksam gewesen bist, als

Dein Eduard.

Franz

 Franz an Elisen.

Nun mag ich immer dazu thun, wenn ich Dir einmal von hier schreiben will, denn bald wird's heißen: Adieu R* **! Adieu Oberlausitz! In einigen Tagen schon schlägt leider! die Abschiedsstunde.

Ich habe mich hier recht wohl befunden, und besonders ist es ein Fest für mich, daß der dritte Sohn des Herrn L***, so wie ich, einst Soldat werden will. Sein Vater, welcher ehedem auch Soldat gewesen ist, hat ihn exerziren gelehrt, und war so gütig, auch mich unter sein Kommando zu nehmen, und so haben wir manche Stunde recht angenehm zugebracht.

Gestern nahm mich Herr L** mit in seine Gewehrhammer, und da kannst Du Dir leicht vorstellen, Liebeschen, wie sehr ich erschrock, als ich vor der Thüre einen kleinen Leichenstein sahe, mit der Inschrift: Sey vorsichtig mit Feuergewehr um deine selbst, und um anderer willen. Herr L**, welcher wohl bemerken mochte, wie ich zurückfuhr, belehrte mich auf folgende Art über diese auffallende Erscheinung:

„Ich

„Ich hebe zwar den Schlüssel zur Gewehr-
kammer sorgfältig auf, es wäre aber
doch wohl möglich, daß ich ihn einmal in Ge-
danken stecken liesse, und meine guten Kinder
durch die Neugierde gereizet würden, allein
hineinzugehen. Wie leicht könnte es nun da
geschehen, daß ein Unglück vorfiel. Um sie
recht nachdrücklich dafür zu warnen, steht
denn dieser Leichenstein hier, welcher sich auf
eine Geschichte bezieht, die sich in meiner Fa-
milie zutrug. Mein Vater hatte noch zween
Brüder. Diese vergessen die Warnung, sich
vor dem Feuegewehr zu hüten, auch einmal.
Mein Großvater kömmt eben von der Jagd,
und so wie er in den Hof tritt, findet er hier
einen seiner Freunde, den er seit langen Jah-
ren nicht gesehen hat. Vor lauter Freude,
diesen Freund so unverhohft zu sehen, giebt er
seinen Söhnen die Flinte, und vergißt dies-
mal unglücklicherweise einen Schuß heraus-
zuziehen, welches er sonst nie vergessen hatte,
wenn er die Flinte selbst aufhob. Sie sprin-
gen mit einander die Treppe hinan, zerren
sich, spielen mit dem Gewehre, man hört ei-
nen Schuß fallen, und der eine Bruder hatte
den andern getödtet.“

N. Kinderfr. I. T. 4. B.

D d d

„Der

„Der unglückliche unvorsätzliche Brudermörder war von der Zeit an ganz untröstlich, sprach oft ganze Tage lang nur wenige Silben, und gieng in sich gekehrt und verschlossen herum. Nachdem er ungefähr sein sechs- zehntes Jahr erreicht hatte, vermiste man ihn, und, aller Nachforschungen ungeachtet, hat man seitdem nie etwas von ihm erfahren können. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat der Unglückliche sich selbst das Leben genommen. Der Großvater starb bald vor Gram, und der Freund, welcher die unglückliche Gelegenheit dazu gewesen war, hatte wenige frohe Stunden mehr, denn so oft er sich dieses traurigen Vorfalls erinnerte, wurde er äußerst niedergeschlagen. Mein Vater ließ nach der Zeit seinem erschossenen Bruder einen Leichenstein mit eben der Inschrift setzen, die Du hier liest.“

Schaudert Dich nicht bei dieser Geschichte, gutes Lieschen? Ein sonst vielleicht guter Mensch wurde Brudermörder und wohl gar Selbstmörder, weil er die väterliche Warnung vergaß. Wir wollen doch ja allen jungen Leuten, die wir kennen, diese Geschichte wieder erzählen, zur Warnung, daß sie nicht
unvor-



unvorsichtig mit den schrecklichen Gewehren
umgehen.

Nimm mit meinem kleinen Briefchen vor-
lieb, liebeß Schwesterchen. Wenn ich zurück-
komme, will ich Dir schon mehr erzählen,
denn mit der Zunge kann ich, wie Du wohl
weißt, besser und geschwinder fortkommen,
als mit der Feder.

Gustav an Elise.

Ich kenne Dich zu gut, liebeß Schwester-
chen, als daß ich nicht glauben sollte, ein
Beispiel ächter treuer Bruderliebe, das man
uns vorgestern in Zittau erzählte, werde auch
Dir so sehr gefallen, als es uns allen gefiel.
Mit Vergnügen schreibe ich es Dir also.

Den acht und zwanzigsten Dezember 1786
des Nachts brach in Zittau eine Feuersbrunst
aus. Ein iunger Mensch von sechszehn Jah-
ren, Namens Karl Lange, vermißte, als die
Flamme in dem Hause, wo er mit seinen Ael-
tern wohnte, schon sehr überhand nahm, und
er mit den Seinigen sich glücklich gerettet
hatte, seinen eilfiährigen Bruder, welcher

D d d 2

noch

noch in dem obern Stocke zurückgeblieben war. Nur durch die hintere Treppe schien noch ein Weg übrig zu seyn, den vermißten Bruder aufzusuchen, und, wo möglich, zu retten. In Gesellschaft eines noch ältern Bruders läuft also Karl diese Treppe hinan, glücklich finden sie den Vermißten, rufen ihm zu, sich zu retten, und wollen nun, in der Meinung, daß er ihnen folge, die Treppe wieder hinunter laufen. Indessen hat die Mutter, die zitternd ihre fehlenden drei Söhne sucht, sich auch der Treppe genähert, und fragt, als die ältern Söhne kommen, nach dem jüngsten. Jene trösten sie denn damit, daß er hinter ihnen herkomme, aber leider! war er den Brüdern nicht sogleich gefolgt, sondern hatte noch einige Bücher retten wollen, und sich darüber so verspätet, daß die Flamme ihm den Ausweg versperrte. Als Karl sieht, daß der jüngste Bruder ausbleibt, so wagt er sich, aus Bruderliebe, noch einmal die Treppe hinauf, welche indes auch Feuer gefaßt hat. Oben steht bereits alles in Flammen, Betten, Schränke und Thüren; alles Holzwerk lodert hell in die Höhe. Der arme junge Mensch, der noch oben war,

war, hatte sich, da das Feuer so plötzlich überhand nahm, in der Angst hinter den Ofen verkrochen, wo er aber doch auch endlich in den Flammen umgekommen seyn würde. Karl bahnt sich, mitten durch die, um ihn herumschlagenden, Flammen, einen Weg zu seinem Bruder, nimmt ihn auf den Rücken, eilt die schon lodernde Treppe hinunter, und rettet ihn auf diese Art noch von dem schrecklichen Tode des Verbrennens. Ob sie aber gleich Beide lebendig zu den Ihrigen kamen, so waren sie doch von dem Feuer so schrecklich zugerichtet, daß man an ihrem Aufkommen zweifeln mußte. Besonders hatte das Feuer das linke Bein des geretteten jüngern Bruders schon so durchgebrannt, daß man Adern und Röhren deutlich unterscheiden konnte. Auch der ältere litt außerordentlich an den Folgen seiner Bemühung, seinen Bruder zu retten. Da man ihn aber, so oft er sich nach dem geretteten Bruder erkundigte, versicherte, es bessere sich mit demselben, so bewies er sich äußerst standhaft und ruhig bei den größten Schmerzen, die ihm sein Zustand verursachte. Wer ihn leiden sah, bewunderte die Geduld, mit der

D d d 3

er

er sein Leiden trug, und die Ruhe, mit der er seinem Ende entgegen sah, denn es schien, als werde seine Natur unterliegen müssen. Doch siegte sie endlich, und er kam wieder auf, fand aber leider! seinen geretteten Bruder nicht mehr am Leben. Dieser war bald gestorben, man hatte aber freilich seinem brüderlichen Retter diesen Tod verschwiegen, um nicht dadurch die Leiden desselben zu vermehren, und vielleicht die Genesung ganz zu verhindern. Jetzt lebt dieser Karl Lange in London als Kaufmann. Die Merkmale seines brüderlichen Heldenmuths, die ihm gewis zur Ehre gereichen, trägt er noch im Gesicht und auf den Händen, denn die Spuren des Feuers haben sich hier unvertilgbar einge-
drückt.

Hätte er doch nach seiner Genesung seinen Bruder noch lebendig gefunden! und hätte doch auch dieser geheilt werden können! — das waren unsre Wünsche, als man uns diese Geschichte erzählte. Doch obgleich der gute Jüngling seine Absicht nicht erreicht hat, so muß es ihm doch immer der größte Trost seyn, daß er alles that, um sie zu erreichen. Gewis würden beide Brüder sich ihr ganzes
Leben

Leben außerordentlich geliebt haben, wenn der Gerettete das Unglück überlebt hätte.

Nun, gute Schwester, dankst Du es mir, daß ich Dir eine so schöne Geschichte schrieb? — Du kannst glauben, daß wir Kinder alle weinten, als wir sie hörten, gerührt gaben wir uns die Hände, und versprachen uns auch so zu lieben, und alles für einander zu thun, wie dieser edle Jüngling. Du weißt, wie oft uns unsre Aeltern Beispiele von Brüdern und Schwestern erzählen, die einander beneiden und hassen, und alles Leid zufügen, statt sich gegenseitig zu helfen. Wie bitten sie uns da nicht, doch stets die besten Freunde zu bleiben! und wie freuen sie sich nicht, wenn sie sehen, daß wir verträglich mit einander umgehen! Das wollen wir auch ferner, liebes Lieschen. Nach unsrer Rückkehr wollen wir es uns aufs neue vorsezen, recht verträglich mit einander zu leben. Sollte ich einmal diesem Vorsatze ungetreu werden, so gebe ich Dir die Erlaubnis, mich an diesen Brief zu erinnern, und schon der Name Karl Lange wird gewis mich gleich zur Besinnung bringen.

Jch

Ich spreche vom Zurückkommen, und es wird auch gar nicht lange mehr dauern, so werden wir uns wiedersehen, und den letzten Vers in dem Steinauischen Reiseliedchen anstimmen. Nun! ich bin es zufrieden, und freue mich darauf, nach einer so angenehmen Reise auch wieder in meine Ordnung, wieder zu meinen Büchern, zu kommen.

Dein Gustav.

Auflösung der Charaden und des Räthsels im dritten Bändchen.

S. 423. Damenbret.

S. 453. Stammbuch.

S. 507. Sauertopf, und Krebs-
scheeren.

S. 582. Wenn man am Wasser
steht und hineinsiehet.

Dobry

Dobry wieczor wschitkim romadzje! Nu,
 je wascha rezza k Sserbam derje wotbje-
 zata? — Mit diesen mir und uns allen
 ganz unverständlichen Worten, welche es
 wohl auch für die meisten meiner Leser seyn
 dürften, und die mir der Oberste nachher
 aufgeschrieben hat, trat dieser, acht Tage
 nach unsrer Rückkehr, in unsre Stube. Wir
 lachten alle herzlich, und erst nachdem er sei-
 nen Gruß noch einmal langsam wiederholte,
 und auf das Wort Sserbam den Ton leg-
 te, machte Herr Walther uns darauf auf-
 merksam, daß der ganze Spas sich vermuth-
 lich auf unsre Reise in die Lausitz und auf die
 dortigen Serben oder Sorben, wie man
 auch die Wenden nenne, beziehen möchte.
 Das ist wahrscheinlich wendisch, sagte ich al-
 so zu dem Obersten; er beiahte es und über-
 setzte uns denn seinen wendischen Gruß auf
 folgende Art ins Deutsche: „Guten Abend
 mit einander! — Nu! ist die Reise
 zu den Wenden gut abgelaufen?“
 Die Kinder ließen sich den Gruß noch ein-
 paarmal wiederholen, gickerten noch lange
 mit

mit einander, und konnten besonders das wascha nicht vergessen, welches sie viele male hintereinander aussprachen, und dann herzlich darüber lachten, bis ich Franzen an die Angst erinnerte, worein ihn die Drohung des wendischen Bauerknabens gesetzt hatte, den er wegen der ihm ungewöhnlichen Sprache dumm nannte, woran sich meine Leser aus dem Briefe (S. 614) erinnern werden. Dies brachte Franzen zur Besinnung, und wirkte auch auf die übrigen so, daß sie still waren.

Verstehen Sie denn wendisch? fragte Gustav den Obersten?

Der Oberste. Einige wenige Worte, und Redensarten, um mich so allenfalls für einen Wenden verständlich auszudrücken, habe ich im siebenjährigen Kriege, als ich in einem wendischen Dorfe im Quartiere lag, gelernt, und es war mir damals oft schon von grossem Nutzen, wenn ich den Wenden nur einen guten Morgen und guten Abend in ihrer Sprache bieten konnte. Nach und nach lernte ich auch ein wenig sprechen, und erhielt dann gewöhnlich, wenn ich meine Wirthsleute in ihrer Muttersprache anredete, das,
was

was ich verlangte, weit eher von ihnen, als andre, welche das nicht konnten. Auch kam ich durch meine wenige Kenntniß von ihrer Sprache, welche viele bei mir nicht vermutheten, und also ganz ungestört in meiner Gegenwart wendisch plauderten, oft hinter manches, das ich sonst nicht erfahren hätte, und was ich recht gut benutzen konnte. — Ubrigens muß ich sagen, daß es mir unter den Wenden recht gut gefallen hat.

Walther. Man sagt ja aber den Wenden nach, daß sie gegen die Deutschen grob, und tückisch wären, haben Sie das gefunden? Sie sollen z. B. auf die Frage: wo geht der Weg hin, oft antworten: Gihst de hie, gihst de dort, kömmt de allerwegen gerecht —

Der Oberste. Das letztere kann wohl sonst zuweilen der Fall gewesen seyn, wenn der Wende die Frage des Deutschen nicht verstanden hat. Aber jetzt, da die meisten Wenden auch teutsch lernen, geschieht es gewiß sehr selten. Ich kann mich wenigstens über ihre Grobheit und Tücke nicht beschweren. Oft habe ich zwar andre Offiziers und gemeine Soldaten sehr über die Wenden
kla-

klagen, und allerhand Böses ihnen nachreden hören, aber gemeiniglich waren die Klagen selbst schuld. Aus der Geschichte ist bekannt, daß die ganze Lausitz ehemals von Wenden bewohnt war, daß aber nach und nach die Deutschen sie bezwangen und sich zu Herren derselben machten. Die ersten Wenden nun, die von den Deutschen bezwungen wurden, mögen freilich auf ihre Besieger eben nicht gut zu sprechen gewesen seyn, und lange mag sich eine Abneigung gegen Deutsche bei ihnen von den Aeltern auf die Kinder fortgepflanzt haben. Aber jetzt geben zuverlässig die Deutschen gewöhnlich die Veranlassung dazu, wenn sie von ihnen beleidigt werden. Ich habe es selbst oft gehört und gesehen, daß die Wenden von teutschen Soldaten und Offizieren sehr schlecht behandelt wurden, daher ich mich denn auch nicht wundern konnte, wenn jene bei Gelegenheit sich zu rächen suchten, und gegen diejenigen unhöflich und tückisch waren, welche zuerst durch albernen Stolz und Grobheit dieselben beleidigt hatten. Gegen einander selbst und gegen solche Personen, die ihnen nichts zu Leide thun, sind die Wenden gar höflich, und über-

übertreffen hierinne wohl oft die Teutschen. Ich erinnere mich, daß sie in ihre Gespräche mit mir sehr oft die Wörter: mein Herr einmischten, nachdem ich soviel von ihrer Sprache gelernt hatte, daß ich mich zur Noth ihnen verständlich machen konnte. Wenn sie zu einander kommen, reichen sie sich freundschaftlich die Hand, begleiten einander beim Weggehen, und grüssen sich sehr freundlich mit den Worten: Gott helfe — welches doch einen sehr guten Sinn hat, da unser städtisches: Ihr Diener, oft gar nichts sagen will, denn es kann unmöglich unser Ernst seyn, alle die Personen zu bedienen, zu denen wir sagen: Ich bin Ihr Diener, Gehorsamster Diener, und dergleichen. Was mir aber die Wenden immer ganz besonders schätzbar gemacht hat, ist ihre Treue.

Walt her. Dies gab man uns auch in Baugen als die Ursache an, warum man gern wendisches Gesinde in Dienst nähme.

Der Oberste. Ich habe davon selbst mehr als eine Erfahrung gemacht, und viele meiner Kriegskameraden unter den Offizieren haben mich das Nämliche versichert. Wenn
der

der Wende von seinem Herrn gut behandelt wird, so ist er der treueste Dienstbote. Wir Offiziers nahmen daher gern Wenden in unsern Dienst, denn wenn wir ihnen gut begegneten, so konnten wir darauf rechnen, daß sie alles, selbst das Leben, für uns gewagt hätten. Der Wende ist überhaupt herzhast und muthig, und daher wirbt man die iungen Wenden gern zu Soldaten an, von gesundem starkem Körperbau sind sie auch gewöhnlich, und dazu trägt gewis die Reinlichkeit viel bei, die man bei ihnen gemeiniglich mehr findet, als unter den Teutschen.

Agnese. Ich habe wenigstens auf unsrer Reise bemerkt, daß die Wendinnen viel auf weisse Wäsche halten.

Gustav. Nun was sie uns da von den Wenden erzählen, Herr Oberster, zeigt doch gewis, daß sie keine Verachtung verdienen, da man Höflichkeit, Treue und Reinlichkeit bei ihnen findet.

Der Oberste. Und, daß wir das Beste nicht vergessen, Arbeit samkeit. In dieser Tugend geben sie ebenfalls den Teutschen nichts nach, und haben noch das Gute, daß sie
bei

bei der Arbeit meist froh und heiter sind. Sie haben eine große Anzahl sogenannter Volksliedchen, mit denen sie sich unter der Arbeit die Zeit verkürzen. Ihre Hirten und Hirtinnen, Schäfer und Schnitter, singen fleißig auf dem Felde, und spielen oft um die Wette ein lustiges Stückchen nach dem andern auf ihren Hörnern und Pfeifen.

Elise. Wissen Sie uns nicht so ein Liedchen zu singen?

Der Oberste. Ein kleines ist mir noch erinnerlich, das heißt: Hannchen sey fröhlich, wenn du auch kein Körnchen gesäet hättest. — Ihr seht aus diesem Verschen, daß auch der arme Wende, wenn es ihm am Nothwendigsten fehlt, froh zu seyn sucht. Diese frohe Laune, die man gewöhnlich bei den Wenden findet, macht denn auch, daß der Wohlhabendere gern giebt, und den Armen selten abweist. Bei vielen Wenden sah ich den ganzen Tag das Brod auf dem Tische liegen, und so viele Arme kamen, und baten, so viele bekamen auch eine Gabe davon. Ihre Gastfreiheit zeigt sich besonders an dem Kirchweihfeste, und an den übrigen Feiertagen, wo Jeder, der kommt,

kömmt, und wäre es ein ganz Fremder, bewirthe und selbst der Arme mit einem Stück Kuchen beschenkt wird.

Walther. Man sieht aus dem, was Sie uns von den Wenden sagen, daß sich bei denselben noch viel von ihren ehemaligen Sitten erhalten hat, die ihnen als Slaven eigen waren. Die Slaven waren vorzüglich wegen ihrer Gastfreiheit von jeher berühmt, und man findet noch bei den Völkern, die von ihnen herkommen, diese Tugend, besonders unter den Russen, bei welchen auch eben der Hang zur Fröhlichkeit, wie bei den Wenden, anzutreffen ist. Der Russe singt lebensgern bei der Arbeit, der Fuhrmann und der Matrose, der Soldat und der Bürger, der Bauer und Postillion stimmen gern ein Liedchen an.

Der Oberste. Ihr habt nun jetzt viele Wenden gesehen, Kinder, wißt Ihr denn wohl auch, daß diese Nation ehemals das meißnische Land, also die hiesige Gegend, und noch einen großen Theil von Sachsen, bewohnt habe?

Gustav. Ja! darüber hat uns unser guter Lehrer belehrt. Die jetzigen Wenden
in

in der Ober- und Niederlausitz sind die Nachkommen eines Volkes, das aus Serbien, welches jetzt einen Theil der Türkei ausmacht, durch Böhmen und Mähren bis in die Gegend zwischen der Elbe und der Saale gekommen ist, und hier sich angebauet hat.

Der Oberste. Die Wenden in der Lausitz nennen sich daher noch jetzt Serben, und auch in meiner vorigen wendischen Anrede brauchte ich dies Wort, da ich der Wenden erwähnte.

Walther. Das half mir eben auf die Spur.

Franz. Die Serben sollen ja selbst meine Vaterstadt, Dresden, angelegt haben.

Gustav. So wie Leipzig, Zeitz, Chemnitz, Zwickau und mehrere Städte in Sachsen ihnen ihre Erbauung verdanken.

Der Oberste. Richtig, Kinder. Die alten Serben, oder Sorben, waren überhaupt kein ganz wildes Volk. Sie trieben Ackerbau und Viehzucht, Jagd und Bienenzucht. Aber dabei waren sie auch sehr streitbar und tapfer. Wer daher unter ihnen gehrt seyn, und etwas gelten wollte, der mußte viel Leibesstärke besitzen, und gegen

N. Kinderfr. I. T. 4. B. E e e den

den Feind sich tapfer halten. An Gelegenheit dazu fehlte es nicht, denn sie geriethen mit den Völkern, die in ihrer Nähe wohnten, besonders mit ihren Grenznachbarn, gar leicht in Streit, dessen Entscheidung man nachher den Waffen überließ.

Gustav. Ja das haben ihre Nachbarn, die Sachsen und Thüringer, oft genug empfunden. Ehe sie es sich versahen, fielen die Sorben in ihre Länder ein, und nahmen alles mit fort, was sie nur fortschleppen konnten.

Franz. Aber endlich wurden die Thüringer und Sachsen doch Herren über sie.

Der Oberste. Es hat aber auch lange gewährt, ehe es so weit kam, und mancher Sachse, und überhaupt mancher Teutsche, mußte ins Gras beißen; ehe es den Regenten von Teutschland gelang, die Sorben ganz zu bezwingen. Ueber zweihundert Jahre dauerte der Krieg mit ihnen, und erst im zehnten Jahrhunderte waren sie von den Teutschen ganz besiegt, so daß sie hernach stillsitzen mußten.

Walther. Die sächsischen Regenten setzten dann, wenn sie sie einmal zurückgeschlagen

schlagen hatten, in ihre Dörfer teutsche Einwohner, die sie bewafneten, damit, wenn etwa die Sorben Handel anfangen sollten, diese sogleich ihnen Widerstand leisten könnten. Durch den Umgang mit den Teutschen lernten denn die Sorben nach und nach auch teutsch. In den Städten lagen teutsche Soldaten als Garnison, die Teutschen wurden die Obrigkeit der Sorben, so mußten diese auch allmählig die teutsche Sprache annehmen, wurden nun mit ihren Besiegern den Teutschen ein Volk, und verlernten allmählig ihre Muttersprache. Am Leipzig hat man noch vor dreihundert Jahren wendisch gesprochen, jetzt hört man dort diese Sprache gar nicht mehr. Nur ein Theil der Ober- und Niederlausitz, und ein kleiner Strich Landes nicht weit von Meissen, sind die Gegenden in Sachsen, wo die sorbische oder wendische Sprache noch geredet wird, doch möchte sie sich auch wohl da nach und nach verlieren. In der Lausitz macht man dazu alle Anstalten, indem fast auf allen wendischen Dörfern die Jugend außer ihrer Muttersprache auch in der teutschen unterrichtet wird. Die alten Sorben nah-

E e e 2

men

men aber von den Teutschen nicht nur die Sprache, sondern auch die christliche Religion an, ob es gleich sehr schwer hielt, sie von ihrer alten Religion abzubringen.

Der Oberste. Sie waren überhaupt schwer zu bändigen, und um sie besser im Zaum zu halten, und so in Furcht zu iagen, daß sie ihre Sieger die Teutschen nicht leicht überfielen, bauete man, besonders an den Grenzen, Festungen, legte teutsche Soldaten als Besatzung hinein, und machte Teutsche zu Kommandanten. Dadurch schreckte man die, in den umliegenden Gegenden wohnenden, Sorben, daß sie es nicht leicht wagten, sich dem zu widersetzen, was ihre nunmehrigen Herren, die Teutschen, von ihnen verlangten. Ich habe selbst eine Festung in der Nähe meines Weinberges, die wegen der Sorben erbauet worden ist.

Gustav. Und die ist — das Schloß zu Meissen. Aus eben der Absicht soll, wie man uns in Bautzen erzählte, auch das dortige Schloß Ortenburg gebauet worden seyn.

Der Oberste. Aber nun muß ich doch sehen, ob mein kleiner Ritter auch so in der
Geschich.

Geschichte bewandert ist, wie Gustav. Hör einmal, Franz, woher mag es denn kommen, daß in der Lausitz noch so lange sich die Wenden erhalten haben, da in dem übrigen Sachsen ihre Sprache nicht mehr Mode ist? warum haben denn die sächsischen Regenten nicht auch dort sie bezwungen?

Franz. Die sächsischen Regenten hatten ja damals nichts in der Lausitz zu befehlen, sie gehörte zu Böhmen, und erst seit dem dreißigjährigen Kriege sind die Lausitzer die Landsleute von uns Sachsen.

Der Oberste. Aber weißt Du auch, auf was für Art die Lausitzer unsre Landsleute geworden sind?

Franz. Die Böhmen wollten ihrem bisherigen Herrn, dem Kaiser Ferdinand dem Zweiten, nicht mehr gehorchen, sondern sich einen andern König wählen. Sie baten darauf den damaligen Kurfürsten von Sachsen, er möchte zu ihnen kommen, und ihr König werden, dieser bedankte sich aber dafür. Nun schickten sie an den Kurfürsten von der Pfalz, der kam glücklich, und ließ sich in Prag zum König von Böhmen krönen. Der Kaiser konnte das freilich nicht gelassen ansehen,

E e e 3

und

und da der Kurfürst von Sachsen so freundschaftlich gegen ihn gedacht, und die Krone nicht angenommen hatte, so bat er ihn nun, er möchte ihm seine Soldaten geben, damit er eine recht grose Armee zusammenbekäme, und die Böhmen wieder zwingen könnte, ihm gehorsam zu seyn. Das that denn der Kurfürst auch, und weil der Kaiser dem Kurfürsten die Unkosten nicht bezahlen konnte, die dieser des Krieges wegen gemacht hatte, so trat er ihm dafür die Lausitz ab. Ich habe auf dem Schlosse Ortenburg in Bauzen an der Decke es vorgestellt gesehen, wie in dem einen Felde der Kaiser die Lausitz dem Kurfürsten übergab. Der Kaiser saß auf dem Throne, und der Kurfürst knieete vor ihm.

Walther. Nun das war einmal ganz gut erzählt, Franz. Wenn Du indes Deiner Sache noch gewisser seyn wolltest, wäre es nöthig, daß Du auch die Jahre anzugeben wüßtest, wenn das alles geschah. Diesmal mag Gustav uns diese sagen.

Gustav. Im Jahr 1618 fiengen die Unruhen in Böhmen an, und 1635 übergab der Kaiser in einem Frieden zu Prag die Lausitz an den damaligen Kurfürsten, Johann George dem

dem

den Ersten. — Aber Sie sagten uns vorhin, lieber Herr Walther, daß es so viele Mühe gekostet habe, ehe die Sorben oder Wendten Christen geworden wären. Wollten Sie wohl so gütig seyn, und uns etwas mehr davon erzählen? und uns auch sagen, was für einen Gottesdienst sie vorher hatten?

Walther. Sie verehrten viele Götter, und auch Göttinnen. Einen nannten sie den guten Gott, das war denn der vornehmste. Aber mit einem einzigen Gott waren sie, so wie mehrere andre Völker, nicht zufrieden, die Ursache habe ich Euch sonst schon gesagt.

Agnese. Ja, die Völker, welche mehrere Götter verehrten, glaubten immer, ein Gott allein könne sich nicht genau um alles in der Welt kümmern, und so erdachten sie sich denn mehrere Gottheiten, von denen jede nur über etwas in der Welt die Aufsicht führte.

Walther. So war es bei den Griechen und Römern, so auch bei unsern Sorben. Sie hatten einen Gott der Heerden, einen Gott des Krieges, eine Göttinn der Erde, eine Göttinn des Lebens u. dgl. mehrere.

rere. Ja sie verehrten auch einen bösen Gott, den sie den schwarzen nannten, so wie der gute Gott auch der weisse hieß. Alles Böse, das sie in der Welt sahen, glaubten sie, rühre von dem bösen Gott her. Um ihn also immer zum Freunde zu behalten, so beteten sie ihn auch an, und opferten ihm. Ja sogar wenn sie ein Gastmahl hielten, so leerten sie allemal zum Andenken an den bösen Gott ein Glas, als wollten sie damit sagen: Du böser Gott, thue uns ja nichts zu Leide, wir wollen Dir auch gern opfern, und uns vor Dir fürchten.

Franz. Diesen schwarzen Gott mögen sie wohl recht häßlich abgebildet haben.

Walther. Es war ein schwarzer Mann, der in der einen Hand Feuer hatte, in der andern einen zweizackigen Widerhacken. Was man damit sagen wollte, werdet Ihr leicht errathen.

Eduard. Weil der Widerhacken aus der Wunde nicht ohne Verletzung herausziehen ist, so sollte das wohl heißen, der schwarze Gott könne dem Menschen recht viel Unglück zuschicken, das der Mensch dann nicht wieder los werden könnte.

Wal

Walther. So etwas mochte man dabei denken. Aber man stellte ihn auch zuweilen unter dem Bilde eines Löwen vor, der den Rachen aufsperrte. Bei einem gewissen Dorfe in der Oberlausitz führt noch jetzt ein Berg den Namen Ezernebog, und eben so benannten die Sorben den bösen Gott, vermuthlich ist also auf diesem Berge ehemals dieser böse Gott verehret worden.

Eduard. Stellten sie denn Bilder von ihren Gottheiten auch in Tempeln auf?

Walther. Tempel hatten sie gewöhnlich nicht, denn in der Baukunst waren sie überhaupt gar nicht weit, die sehr wenigen, die sie noch hatten, waren nur hölzern, und daher kommt es auch, daß keine Ruinen mehr davon übrig sind. Als sie nachher Christen wurden, riß man die Tempel ein, oder verbrannte sie, und die Gözenbilder dazu. Gewöhnlich stellten sie diese Bilder in dicken Wäldern, oder unter alten hohen Bäumen, vorzüglich gern unter Eichen, oder auch auf Bergen, auf. Unter ihren übrigen Göttern hatte besonders der Swantewit ein fürchterliches Ansehen, er war
wohl

wohl zweimal so groß, als der längste Mensch, hatte vier Köpfe, mit großen Bärten, einen Panzer um die Brust, einen ungeheuren Säbel an der Seite, in der linken Hand Pfeil und Bogen, in der rechten aber ein Horn.

Agnese. Was bedeutete denn das Horn?

Walther. Aus diesem weissagten die Priester jährlich am Aernntefeste.

Gustav. War dieses ein besondres Fest?

Walther. Ja! sie mochten zwar ihren Göttern öfters opfern, doch geschah es besonders an den zwei jährlichen Festen, dem Todtenfeste und Aernntefeste. Jenes feierten sie am ersten Tage des Jahres, welches sie aber nicht wie wir, im Winter, sondern mit dem Eintritte des Frühlings, im März, anfiengen. An diesem Tage lebten sie gleichsam wieder auf, denn da sie sich von der Viehzucht und vom Ackerbaue nährten, so konnte ihnen der Winter unmöglich angenehm gewesen seyn, destomehr freueten sie sich also, wenn der Frühling sich zeigte, sie ihr Vieh wieder auf die Weide treiben, und
das

das Feld wieder besäen konnten. Sie zogen daher an diesem Festtage aus dem Dorfe, und opferten hier ihren Göttern, wünschten sich Glück, daß der Frühling wieder da war, und erinnerten sich zugleich dabei an diejenigen, die das Jahr vorher gestorben waren, und dieser Prozession also nicht mehr beiwohnen konnten. Gewöhnlich trug man einen Strohmännchen voraus, welcher dann verbrannt oder ins Wasser geworfen wurde, und den Tod vorstellen mochte. So war das Frühlingsfest zugleich ein Todtenfest. Da sie nachher Christen wurden, fiel natürlicherweise dieses Fest weg, aber es erhielt sich doch noch hier und da etwas davon.

Der Oberste. Ich besinne mich selbst recht gut darauf, daß auf den wendischen Dörfern in der Oberlausitz an einem Sonntage vor Ostern die Leute einen Strohmännchen anpuzten, ihn vor das Dorf trugen und dort ins Wasser warfen.

Walther. Im Böhmischem, wo sich diese Sitte auch noch erhalten hat, singt man dazu: Nun tragen wir den Tod aus dem Dorfe, den Frühling
ins

ins Dorf, willkommen angenehmer Frühling, willkommen grün hervorkeimendes Getreide. Man nennt diesen Sonntag gewöhnlich den Todten-sonntag, welcher Name also von dem ehemaligen Todtenfeste der alten Sorben abstammt, und noch an vielen Orten in Sachsen herrscht der Gebrauch, an diesem Sonntage einen Strohmännchen ins Wasser zu werfen, oder zu verbrennen. Ich habe selbst in Schandau einen solchen Aufzug vor einigen Jahren erst gesehen, und es ist auch in Sebnitz und an mehreren Orten in der hiesigen Gegend gebräuchlich.

Gustav. Wollen Sie uns nicht auch etwas von dem Aerntefeste erzählen?

Walther. Dieses wurde im Herbst gefeiert, und tapfer dabei geschmauset. Vorher opferte man den Göttern, besonders dem Swantewit. Bei dieser Gelegenheit wurde nun aus dem Horne geweissaget, daß er in der Hand hielt. War der Wein, welchen man das Jahr vorher in dasselbe gegossen hatte, noch da, so verkündigte der Priester, daß es ein fruchtbares Jahr werden würde. Hatte der Wein abgenommen, so prophezeiete

zeiete er Miswachs, und rieth, daß man mit den Früchten hübsch sparsam umgehen sollte. Dann wurde der alte Wein dem Gözen vor die Füße gegossen, hierauf neuer eingefüllt, welchen der Priester trank, und nun füllte man das Horn zum zweitemale, und gab es dem Gözen wieder.

Gustav. Unmöglich konnten doch aber die Priester aus dem Weine wissen, ob ein fruchtbares Jahr werden würde?

Walther. Aus der Witterung, und aus der Beschaffenheit des Bodens konnten sie wohl ungefähr zuweilen muthmaasen, ob das künftige Jahr fruchtbar seyn würde, und darnach richteten sie denn die Portion Wein ein, die sie vorher, ehe die Leute kamen, ins Horn gossen. Denn daß die Priester die Leute betrogen, werdet Ihr Euch leicht vorstellen können. Und traf es denn nun auch nicht ein, gerieth im künftigen Jahre alles sehr gut, wenn sie schlechte Aerndte verkündigt, oder gerieth es schlecht, wenn sie Fruchtbarkeit geweissagt hatten, so wußten sie sich schon heraus zu reden. Man vergrif sich doch nicht an ihnen, da man vor ihnen, als Priestern, Ehrfurcht

furcht hatte, und glaubte, die Götter wären ihnen besonders gemogen.

Der Oberste. Hört, Kinder, da wir eben von wendischen Gottheiten sprechen, habt Ihr denn, als Ihr in Bauzen waret, auch den Ort besucht, wo sonst der wendische Gott Fling gestanden haben soll? Er ist auf einem Berge, etwa eine gute Stunde von Bauzen, nicht weit von Dorfe Dehna. Gleich unterm Berge fließt die Spree. Man soll eben den Fling von diesem Berge in den Fluß heruntergestürzt haben, und die Wenden behaupten, daß er noch da liege.

Walther. Wenn der Göze noch da stünde, wären wir hingegangen, aber es ist nur eine steinerne Säule da aufgerichtet, wo er sonst gestanden haben soll. Unters Wasser konnten wir auch nicht, um ihn da zu sehen, und so unterblieb der Besuch. Uebrigens ist auch, wie uns der Kaufmann B** in Bauzen erzählte, der Name des wendischen Gottes gewis nicht Fling gewesen, sondern es hat nur dort irgend ein Göze auf einem Flintsteine, wie man sonst auch die Kieselsteine nannte, gestanden, den nachher die Wenden, als sie Christen wurden, ins Wasser stürzten. Aus dem Namen des

Steins machte man nachher den Namen eines Gözen.

Gustav. Wissen Sie, was mir alleweile einfällt, Herr Walther?

Walther. Nun?

Gustav. Da die Sorben ihre Gözen auch auf Bergen stehen hatten, könnte denn nicht auf dem Spizberge bei Oderwitz, wo wir am ersten Pfingstfeiertage Nachmittags waren, auch ein Göze gestanden haben, und könnte nicht der Besuch, der zum ersten Feiertage dort abgestattet wurde, sich darauf beziehen?

Der Oberste. Was war das für ein Besuch?

Gustav. Den ersten Feiertag Nachmittags machten wir mit Herrn L** einen Spaziergang auf den Spizberg bei dem Dorfe Oderwitz, eine Stunde von Herrnhut. Hier fanden wir viele hundert iunge Pirsche aus den benachbarten Dörfern beisammen, die sich damit belustigten, daß sie Steine von der steilsten Höhe des Berges in das Thal herunter warfen. Sie hatten sogar Brecheisen, und andre Werkzeuge, bei sich, mit denen sie einige grose Stücke vom Felsen ab-

arbei-

arbeiteten, und mit Jubeln und Schreien hinunterstürzten. Herr L** erzählte uns, daß nur den ersten Feiertag dies Mode sey, und daß sonst das ganze Jahr kein Mensch auf den Spizberg gienge.

Walther. Möglich ist es, Gustav, daß Du Recht hast. Es kann sonst ein Göze dort gestanden haben, und von den Einwohnern, als sie Christen wurden, heruntergestürzt worden seyn. Zum Andenken daran gieng man nachher, an Feiertagen, auf diesen Berg, und warf Steine herunter, da man keinen Gözen mehr hatte. Und was uns Herr L** von dem Dorfe Rupperzdorf, eine Stunde von Oderwitz, erzählte, daß nämlich dort am ersten Feiertage alles sich am Ende des Dorfs, bei einem Brunnen, versammle, der der Hungerbrunnen heißt, kann auch aus ienen Zeiten herrühren, wo die dortigen Einwohner noch Heiden waren. Damals trug man vielleicht auch einen Strohmann dahin, und warf ihn in diesen Brunnen, weil in der Nähe kein Fluß ist.

Der Oberste. Ein Ueberbleibsel von dem Aerndtefeste, dessen Sie vorhin erwähnten, Herr Walther, finden Sie auch in der
Lausitz.

Lausitz. Noch jetzt ist es bei den Wenden und Deutschen dort Mode, daß nach der Merndte ein Fest gehalten wird, welches man den Lobetanz nennt. Da wird tüchtig dabei herumgesprungen, wie denn überhaupt die Wenden große Liebhaber vom Tanzen sind, und sich gern nach ihrer Musik, die gewöhnlich auf einer dreisaitigen Violine, und einem Dudelsack *) gemacht wird, um die Säule herum drehen.

Agnese. Wir haben das Leibinstrument der Wenden, den Dudelsack, auch gehört, uns könnte es nicht gefallen.

Der Oberste. Wo denn?

Agnese. Als wir auf unsrer Rückreise durch ein wendisches Dorf kamen, zog eben ein Brautpaar mit seinem Gefolge aus der Kirche.

*) Der Dudelsack bestehet aus einem Sacke von geschmeidigem Leder, in welchen durch einen daran befestigten Blasebalg Luft gebracht wird. Den Sack hält der Spielende unterm linken, den Blasebalg unterm rechten Arm. An dem Sacke sind zwei Röhren angebracht. Auf der einen wird die Melodie gespielt, die andre brummt in einem fort eine Art von Bass dazu.

N. Kinderfr. I. T. 4. B. F f f Kirche.

Kirche. Voran giengen die Musikanten, von denen der eine einen Dudelsack blies. Wir sind auch nachher selbst im Hochzeitthause gewesen. Denn sobald Herr Steinau es dem Wirthem merken ließ, daß wir gern das Hochzeitmahl mit ansehen möchten, so gieng dieser zum Vater des Bräutigams, der ein Bekannter von ihm, und ein sehr freundlicher Mann, war, und bat ihn in unserm Nahmen um die Erlaubnis, zusehen zu dürfen. Wir erhielten sie sogleich, und bei dieser Gelegenheit entwarf Herr Steinau eine Zeichnung, *) die ich Ihnen doch holen muß.

Agnese brachte sie, und dem Obersten gefiel sie so sehr, daß er meinte, er müsse Herrn Steinau auch um so eine Zeichnung bitten, damit er sich dabei der alten Zeiten erinnern könne. Denn Ihr müßt wissen, fuhr er fort, daß ich auch einmal einer solchen Hochzeit mit beigewohnt, und auf wendische Art geschmauset und getanzt habe.

Ei, da müssen Sie so gut seyn, und uns noch einiges davon erzählen, riefen die Kinder.

Der

*) Ich theile sie Euch in Kupfer gestochen mit. Den eben erwähnten freundlichen Mann seht Ihr neben dem Bräutigam sitzen.

Der Oberste. Nun, wenn Ihr mir versprecht, daß Ihr Herrn Steinau um eine Kopie von dieser Zeichnung bitten wollt, so will ich auch erzählen.

Gewis, gewis, sagten die Kinder, sie sollen eine haben. — Und der Oberste fuhr fort:

Schon die Einladung der Hochzeitgäste ist anders als bei den Deutschen, denn sie geschieht zu Pferde. Der Bräutigam reitet in Begleitung des Hochzeitbitters bei den Freunden herum, die er einladen will. Gewöhnlich tragen beide schwarze Kleider, reiten auf Rappen, haben auf den Hüten schöne Kränze, und sind auch auf den Achseln und sonst mit vielen Bändern behangen, und selbst die Pferde mit Bändern gepuzt.

Walther. Ich erinnere mich hierbei noch recht gut, daß zu meiner Zeit, als ich in Leipzig studirte, zuweilen solche Hochzeitbitter nach Leipzig geritten kamen, und hie und da einen Bürger zu einer Hochzeit auf dem Lande einluden. Hüte und Achseln waren mit Bändern geschmückt, und der Schweif und Kopf des Pferdes ebenfalls. Das wäre denn also auch, wohl noch eine

§ f f 2

Mode,

Mode, die sich aus den Zeiten der Sorben, die um Leipzig wohnten, bis jetzt erhalten hat. Doch seyn Sie so gütig, Herr Oberster, und erzählen Sie weiter, denn da wir einmal den Hochzeitbitter in Gedanken auf seinem geputzten Pferde paradiren sehen, möchten wir auch gern die Hochzeit mit genießen.

Der Oberste. Am Hochzeittage selbst geht der Bräutigam schwarz. Der Putz der Braut besteht in einer hohen Mütze, die mit schönen Flinkerchen und Sternchen besetzt ist, wie Ihr auf der Zeichnung seht. Um den Hals hat sie ein paar Reihen altes Geld. Ihre Gespielinnen, die sie in die Kirche begleiten und Züchtungfern heißen, und hier gleich neben der Braut sitzen, gehen eben so geputzt. Außer diesen beiden Jungfern geht auch eine Frau mit in die Kirche, diese vertritt Mutterstelle bei der Braut, weil die Mutter zu Hause viel zu thun hat, und für die Küche sorgen muß, an manchen Orten sind deren zwei. Diese Weiber haben den sonderbaren Namen: Salzmaße.

Das war was für die Kinder, die sich schon freuten, wie Herr Steinau lachen werde,

werde, wenn sie ihm sagen würden, daß er ein Paar Salzmästen auf seiner Zeichnung angebracht hätte, welches er nicht gleich würde verstehen können.

Die Salzmäste, fuhr der Oberste fort, trägt zuweilen einen Korb voll Stücke Kuchen, und an manchen Orten haben die übrigen Hochzeitgäste Bierkrüge in der Hand, wenn sie in die Kirche ziehen, woraus sie jedem schenken, der ihnen begegnet. Den Kuchen wirft die Salzmäste unter die Leute aus. Die Männer tragen alle Stöcke, mit denen sie zuweilen ein wenig fechten. Sonst mögen sie wohl Degen gehabt haben, denn noch jetzt trägt in manchen Orten der Oberlausitz der Brautwerber einen großen Degen, den er dann in der Kirche indessen ablegt. Als die Gäste nach der Trauung nach Hause kamen, gieng denn das Schmausen an und Abends wurde wacker getanzt.

Wenn wir auch heute weder tanzen noch schmausen, sagte meine Frau, so wünschte ich doch, daß wir unsre Suppe und Fleisch verzehrten, sonst wird es kalt —

Nun das ist gut wendisch, sagte der Oberste, denn bei der Hochzeit wird alles

§ f f 3

Fleisch

Fleisch kalt aufgetragen, das Gekochte und Gebratne. Ich mußte mir recht Gewalt an-
thun, die Mode einmal mitzumachen.

Wir waren indessen alle nicht gesonnen, die wendische Mode nachzuahmen, setzen uns also zu Tische, um unsre Speise warm zu genießen, und baten den Obersten, uns noch mehr von dem zu erzählen, was er während seines Aufenthalts unter den Wenden bei ihnen beobachtet hätte.

Der Oberste. So viel ich gefunden habe, sind die Wenden zum Theil auch noch sehr abergläubisch. So glauben noch viele von ihnen an ein Gespenst, das Mittags zwischen zwölf und ein Uhr erschienen sey, und oft den Leuten den Hals umgedreht haben soll. — Da indessen schon zur Zeit des siebenjährigen Kriegs und also vor mehr als dreißig Jahren, dieser Aberglaube nicht mehr allgemein herrschend war, so glaube ich um so eher, daß er jetzt ziemlich ganz ausgerottet seyn mag. — Außer vielem andern lächerlichen Aberglauben bei der Viehzucht, den man aber bei den Teutschen auch findet, haben sie unter andern z. B.
die

die Mode, am Abende vor Weihnachten, daß sie Stroh unter den Tisch legen, indem sie essen, weil sie nämlich glauben, daß das Obst gut gerathe, wenn die Bäume mit Seilen aus diesem Stroh umwunden würden. Am Pfingstfeste werden Birken in die Kirchen gesetzt, von diesen brechen die Aeltern, wenn sie nach Hause gehen, Reiser ab, und machen Ruthen daraus — die gegen den Ungehorsam und Eigensinn der Kinder sehr gut seyn sollen.

Meine Kinder wollten zwar behaupten, daß dieser Aberglaube vermuthlich alleweile nur von dem Obersten ausgesonnen wäre, um sich mit ihnen einen Spas zu machen, er versicherte sie aber und uns alle, daß es sich wirklich so verhalte. Und, fuhr er fort, ich dächte, das wäre noch ein Aberglaube, der seinen guten Nutzen hat, wenn die Kinder durch diese Ruthen zum Gehorsam gebracht werden. Doch weil ich eben von den Kindern rede, so muß ich doch auch der Spiele erwähnen, die ich bei der wendischen Jugend sah, und welche vermuthlich noch Ueberbleibsel aus den alten Zeiten der kriegerischen Sorben sind. Sie fordern einander gern
zum

zum Zweikampf mit den Worten heraus; Komm her allein und allein — welches denn soviel heißen soll, als daß der andere keinen Dritten zur Hülfe mitbringen solle. Sie werfen gern mit Steinen um die Wette, wer nun am weitsten trift, hat die Wette gewonnen. Das Werfen geschiehet entweder aus freier Faust, oder sie spalten einen Stab, stecken den Stein hinein, und schleudern ihn so fort. Vermuthlich bezieht sich dieses Kinderspiel auf die alte Lebensart der Sorben, nach welcher sie schon von Jugend auf die Kinder abrichteten, gegen den Feind sich zu wehren. Von der ehemaligen Art Krieg zu führen, da man, vor Erfindung des Schießgewehrs, sich der Pfeile bediente, mag ein anders Spiel herrühren, daß ich bei den wendischen Knaben sah. Sie bedienen sich dabei eines kleinen Stöckchens, das sie unten zuspitzen, dann oben spalten und einen Federkiel hinein stecken. Hierauf machen sie ein Ziel auf der Erde, fassen dann die Spitze des Kiels, und werfen so das Stöckchen in die Höhe. Wessen Stöckchen nun, beim Herunterfallen, dem Ziele am nächsten kömmt, der hat gewonnen. Bei den alten Sorben
moch.

mochten die Knaben schon in der frühen Jugend angehalten werden, mit Pfeil und Bogen umgehen zu lernen, und als das nachher aufhörte, so erfand man etwas Aehnliches. Noch jetzt heißt dieses Spiel unter den Wenden, das Pfeilspiel.

Nun, Kinder, ich erinnere mich bei dem, was ich Euch da erzähle, nochmals recht lebhaft an den siebenjährigen Krieg, der mich eben auf einige Zeit in die Lausitz brachte. Sagt mir doch, seid Ihr denn nicht über Hochkirchen gekommen? und ist Euch denn da nicht der traurige Morgen eingefallen, an welchem nahe bei diesem Dorfe die Preussen von den Oesterreichern angegriffen wurden?

Gustav. Wir haben uns gar sehr lebhaft alles vorstellen können, denn der Schulmeister in Hochkirch war so gütig, uns auf den Thurm zu führen und uns hier recht begreiflich zu machen, wo die beiden Armeen gestanden hatten, und wie es dann bei dieser Bataille zugegangen war.

Der Oberste. O Kinder! Jener Morgen war gewis der schrecklichste, den ich als Soldat erlebt habe. Denkt Euch nur, wie Preussen schliefen ganz ruhig in unsern Zelten,

ten,

ten, als wir sehr unsanft aus dem Schlafe geweckt wurden, denn noch vor Tages Anbruch waren die Desterreicher schon in unserm Lager. Was für eine Bestürzung das machte, den Feind so unvermuthet ganz nahe zu haben, kann ich Euch nicht beschreiben. Der feindliche Kanonendonner weckte uns, und bei mancher andern Armee würde dies zur Folge gehabt haben, daß man Reißaus genommen, und dem Feinde zu entfliehen gesucht hätte. Aber das thaten wir Preussen nicht. In voller Bestürzung sammleten sich doch die meisten Regimenten, um Stand zu halten. Halbnackend liefen viele aus ihren Zelten und ergriffen das erste beste Gewehr, um sich dem Feinde entgegen zu stellen. Das Dorf Hochkirch, wo wir eine Batterie errichtet hatten, gerieth nach und nach in Flammen und leuchtete zu dem schrecklichen Schauspiel, das in der Dunkelheit gegeben wurde. Wir vertheidigten uns so tapfer, als man es nur erwarten konnte, der König war aber doch genöthiget, nach einigen Stunden den Befehl zum Rückzuge zu geben, und die Desterreicher hatten so viel Respekt vor uns, daß sie uns auf unserm Rückzuge nicht sehr beunruhig-

unruhig.

unruhigten. Wir lagerten uns nicht weit von ihnen, auf den Spitzbergen vor Bautzen. Aber ein paar mörderische Stunden waren es gewesen. Den König selbst drohete die größte Gefahr. Denn er war schon von kaiserlichen Soldaten umringt, als ihn seine tapfern Husaren noch retteten, ein Pferd wurde ihm unter dem Leibe erschossen, zweien Pagen stürzten todt neben ihn nieder.

Franz. Nun da fehlte also nicht viel, daß es ihm so gegangen wäre, wie dem Feldmarschall Keith, dessen Monument wir in der Hochkirchner Kirche gesehen haben.

Der Oberste. Diesen Helden streckte ein Schuß, der ihn in die Brust traf, zu Boden, und er verschied, ohne einen Laut. Friedrich verlor einen großen General an ihm, und hat dadurch, daß er auf dem Willhelmsplatze zu Berlin dessen Bildsäule errichten ließ, gezeigt, daß er ihn geschätzt habe. Auch ein Prinz von Braunschweig blieb bei dieser Schlacht. Eine Kanonenkugel nahm ihm den Kopf weg. Indessen war bei unserm Unglücke doch noch dieses ein Glück für uns, daß die Feinde uns nicht noch eher auf den Hals kamen, und daran hatte sie ein kleiner Zufall verhindert.

Gustav. Und der war?

Der Oberste. Einige Offiziers in unserm Lager machten sich Abends nach zehn Uhr noch das Vergnügen, und ließen vor den Zelten ihrer Kameraden Musik machen. Dadurch blieb man im Lager länger munter und wach, welches denn unsere Feinde abhielt, uns eher anzugreifen. Wäre das nicht der Fall gewesen, hätten sie ein paar Stunden früher uns angegriffen, so würde die Unordnung in unserm Lager und folglich auch unser Verlust noch größer gewesen seyn.

Gustav. Aber wie kam es auch, daß die Preussen so sicher waren, da die Feinde ihnen so nahe auf dem Halse standen?

Der Oberste. Sie waren nur einen Kanonenschuß von uns entfernt, auch hatten wir die vorhergehenden Nächte nicht geschlafen, sondern uns kampffertig gehalten, aus Besorgnis eines nächtlichen Besuchs. Aber am Abend vor diesem unvermutheten Angriffe ließ der König im Lager bekannt machen, daß wir uns niederlegen könnten. Natürlich glaubten wir also, der König müsse seine guten Ursachen dazu haben, und bedienten uns gern dieser Erlaubnis. Möglich ist es nun, daß man von Seiten der Feinde dem

König hat eine falsche Nachricht überbringen lassen, um ihn und sein Heer sicher zu machen. Möglich ist es aber auch, daß der König glaubte, die Kaiserlichen fürchteten sich, uns anzugreifen, weil wir schon ein paar Tage so nahe standen, ohne daß iene etwas unternahmen. Kurz, wir hielten uns für sicher, und mußten diesen Glauben theuer bezahlen. Aber der König bewies auch nach dieser Niederlage erst recht die Größe seines Geistes. Statt daß die ganze Welt glaubte, er würde dadurch ausser Stand gesetzt seyn, etwas zu unternehmen, war er in kurzer Zeit wieder so siegreich als vorher. Er marschirte um die Destreicher herum nach Schlessien, nöthigte ein östreichisches Heer, die Belagerung der Festung Neisse aufzuheben, hielt daselbst seinen Einzug, und in acht Tagen drauf war er schon wieder in der Gegend von Löbau und Bautzen, und nahm seinen Feinden, die indessen in Sachsen sich ausgebreitet hatten, alles wieder ab. Kurz er gab damals der Welt durch sein Beispiel die große Lehre, daß, wenn einem nicht alles gelingt, und man von einem Unglücke betroffen wird, man nicht die Zeit damit zubringen soll, zu klagen,

klagen, sondern daß man desto thätiger seyn müsse, das Verlohrne wieder zu ersetzen. Vier Wochen nach der Bataille bei Hochkirch, die den dreizehnten Oktober 1758 früh vorfiel, war Friedrich wieder Sieger, und hatte seine Feinde erst aus Schlesien, dann aus Sachsen und aus dem Brandenburgischen vertrieben. Nach iener Schlacht fiengen seine Feinde erst recht an, sich vor ihm zu fürchten, und seine Armeen faßten von neuem das größte Zutrauen zu ihm. Oft sagten wir Preussen vier Wochen drauf zu einander: Hört, Brüder, wer hätte nach der Schlacht bei Hochkirchen geglaubt, daß wir ietzt nach einem Monat alles das gethan haben würden. Doch läugne ich nicht, daß uns iene Nacht viel kostete. Wir verloren hundert Kanonen, verloren alle unsre Bagage und unsre Zelte. Der Menschenverlust kann auf unsrer Seite vielleicht in neuntausend Kriegern bestanden haben.

Agnesse. O der Krieg ist doch was Schreckliches, daß er so vielen Menschen das Leben kostet, und auch sonst so fürchterliche Verwüstungen anrichtet, wie wir in Zittau gesehen haben, wo noch so viele Häuser im Schutt da liegen.

Der Oberste. Die Einäscherung dieser Stadt im siebenjährigen Kriege war eine der traurigsten Begebenheiten für Sachsen. Ich habe Zittau vor dem damaligen Brande gesehen, es war eine gar schöne Stadt, aber nach dem Bombardement sahe sie sich nicht mehr ähnlich, denn über fünfhundert Gebäude, unter denen die Hauptkirche, das Rathhaus, und die schönsten Häuser sich befanden, waren von der Flamme verzehrt, die Einwohner hatten von ihrem Hausgeräthe und von ihrem Vermögen gar nichts retten können, sondern mußten froh seyn, wenn sie lebend aus der Stadt kamen. Viele Menschen sind von den einstürzenden Häusern erschlagen worden, und eine große Anzahl, die in Keller geflüchtet waren, in der Hoffnung, daselbst sicher zu seyn, hatte der Dampf und Rauch erstickt, und man zog sie todt hervor. Doch hört, Kinder, ich bin ja heute nicht her gekommen, um Euch zu erzählen, sondern um mir von Euch erzählen zu lassen. Also! heraus mit der Sprache, und ausgepakt, was Ihr gesehen und gehört habt.

Die Kinder fragten, ob der Oberste erlauben würde, daß sie ihm die Briefe vorlesen

sen

sen dürften, die sie während ihrer Reise nach Hause geschrieben hätten. —

Er war es gern zufrieden, und so beschlossen wir diesen Abend mit der Herlesung der nämlichen Briefe, die ich Euch mitgetheilt habe. Ich beschliesse nun auch die ganze Beschreibung dieser Reise.

Sollte manches von Euch etwa denken, ia wenn uns nur der Kinderfreund nicht alles in einem Bändchen erzählt, sondern es getheilt hätte, so antworte ich Euch darauf, daß ich um deswillen alles in diesen Band bringen mußte, weil das Kupfer und die Bignette sich auf die Reise beziehen und zwar das Kupfer auf das, was uns auf der Rückreise aufstieß. Uebrigens werden auch solche lange Reisen gar selten wieder vorkommen, denn diese mache ich, wie Ihr leicht denken könnt, nicht alle Jahre. Ihr werdet also in den folgenden Bändchen wieder mehrere Abwechslung finden.

Inhalts

Inhaltsverzeichnis

der ersten vier Bändchen des neuen Kinderfreundes.

Erstes Bändchen.

Einleitung.

Schilderung der Lebensart der Familie des Kinderfreundes	S. 1
Schilderung der Kinder: Gustav	9
Agnese	12
Elise	17
Eduard	20
Franz	22
Heinrich	29
Schilderung der Freunde der Familie	31
Herr Walther, der Lehrer	31
— Rath Steinau	34
— Oberste Wallenstein	36
— Kaufmann Werner	39

Erstes Stück.

Herr Steinau kommt aus der Zauberflöte und bringt den Kindern das Vogelstellerliedchen mit	43
Mozarts musikalisches Talent	47
Es ist für die meisten Menschen gut, daß ihnen die Natur nicht ausgezeichnete Talente gab	55
N. Kinderfr. I. J. 4. B. G g g	Leute

	Seite
Leute von ausgezeichneten natürlichen Talenten sind oft dabei nichts weni- ger als schätzenswerth	58
Ein Liedchen für Franzen nach der Me- lodie des Vogelstellerliedchens	61

Zweites Stück.

Ankündigung einer Reise in die Liebe- thaler Steinbrüche	63
Beschäftigungen der Kinder den Abend vorher	64
Franz trägt sich unartig und soll zu Hause bleiben	64
Sein Geschwister bittet früh noch für ihn, er darf mitreisen	69
Abreise	70
Beschreibung der Liebethaler Steinbrüche	71
Gefahren der Steinbrecher	73
Woher kommt es, daß der Mensch oft so gleichgültig gegen sein Leben ist?	75
Die Steinbrecher verdienen bei ihrer sauern Arbeit nur wenig	80
Postelwitzer Steinbrüche	80
Abermaliger Gang in die Steinbrüche nach Tische	82
Der Vater muß Strafe geben, weil er Lauf zu! ruft	82
Hierher gehörige Anekdote	83
Rückreise	86

Drittes Stück.

Die Kinder erzählen Hrn. Werner von den Gefahren der Steinbrecher	88
Naturgeschichte des Eidervogels	89
Die	Die

	Seite
Die Eierläger müssen noch viel größeren Gefahren sich unterziehen, als die Steinbrecher	95
Vogelfang auf den arkadischen Inseln	94
Vogelfang auf den Ferdeinseln	98
Zubereitung der Eiderdunen	104
Franz macht sich durch seine Aeußerungen von Weichlichkeit lächerlich	105
Preis der Eiderdunen	106

Viertes Stück.

Einladung zur Weinlese auf den Berg des Obersten	107
Gustavs Sorgfalt für seinen kranken Lehrer	108
Elise trägt sich unartig beim Einsteigen	110
Anekdote von einem preussischen Soldatenknaben	111
Die Kinder beweisen sich wohlthätig gegen ihn	115
Elise bittet die Mutter, ihres unartigen Betragens wegen, um Verzeihung	116
Gespräch mit Franzén über das Unge- mach des Kriegs	116
Der Oberste kömmt seinen Gästen entgegen geritten. Läßt den Soldatenknaben mit auf den Weinberg holen	118
Ankunft auf dem Berge	119
Hrn. Steinaus unvermuthete Ankunft	120
Weinliedchen	121
Paul Knoll, der erste Winzer in Sachsen	123
Kurze Geschichte des sächsischen Weinbaues	124
Rückreise	128

Fünftes Stück.

Herr Walther findet sich wieder im Familienzirkel ein	129
Papagenopfeife	129
Pfeife des Pans	130
Woher kam es, daß die Alten den Pan verehrten?	131
Abbildung des Pans	132
Fest des Pans zu Rom	136
Ehemalige Grotte des Pans	140

Sechstes Stück.

Herrn Walthers Geburtstag wird durch ein kleines Schauspiel: die dankbaren Zöglinge — gefeiert	142
--	-----

Zweites Bändchen.

Erstes Stück.

Besuch des Vaters und Gustavs bei einem Tischler	209
Gustavs Benehmen gegen die Söhne des Tischlers	209
Franz und Eduard machen auf einem Spaziergange mit Herr Walthern Bekanntschaft mit einem gutmüthigen Winzerknaben	211
Der Vater belehrt Gustaven über sein Betragen gegen die Kinder des Tischlers	215
Gustav ist stolz auf seine Kenntnisse	216
Auch der Handwerker ist gar sehr und oft noch mehr zu schätzen, als der Gelehrte	217
	Anek.

	Seite
Anekdote von einem braven Handwerker	221
Charade	224
Zweites Stück.	
Freude der Kinder auf Weihnachten	225
Rückerinnerungen des Vaters aus seiner Jugend	226
Streit der Kinder, wie sie die Feiertage am vergnügtesten zubringen wollen?	229
Elise thut mit ihrer Wirthschaftlichkeit gar zu wichtig und wird ausgelacht	233
Die Kinder nehmen sich es ernsthaft vor, recht darauf zu sinnen, wie sie die Feiertage am vergnügtesten zubringen können?	234
Herrn Walthers Belehrung über die Saturnalien	235
Das ieszige Karneval, ein kleiner Ueberrest der ehemaligen Saturnalien	248
Warum feiert man das Geburtsfest Christi zur Zeit der Saturnalien?	249
Woher kömmt der Name Weihnachten?	250
Unanständige Feier dieses Festes an manchen Orten	251
Warum feiert man das Weihnachtsfest den 25. Dezember?	252
Drittes Stück.	
Die eingebildeten Weihnachtsfreuden der Kinder sollen vereitelt werden	253
Schilderung der iungen Wichmanns und Klozens	254 255
Man muß sich keine Freude zu gewis einbilden	258
Dahingehörige Anekdote	260
G g g 3	Die

	Seite
Die Freuden, welche wir uns am wenigsten einbildeten, sind gemeiniglich die schönsten	263
Die Kinder bitten ihres Fehlers wegen um Verzeihung	266
Und erhalten sie nur unter der Bedingung eines aufrichtigen Geständnisses	266
Nochmalige Warnung des Vaters, sich ia keine Freude zu gewis einzubilden	271
Die Vereitelung der Weihnachtsfreude wird widerrufen	272
Freude des Weihnachtsabends	273
Die Kinder haben einer armen Familie auch eine Weihnachtsfreude bereitet	274
Charade	277

Viertes Stück.

Erinnerungen des Vaters aus seiner Jugend über das Auswendiglernen der Neujahrwünsche	278
Die Familie wünscht einander Glück zum neuangehenden Jahre	281
Herrn Werners Besuch	282
Rechnungsaufgabe	283
Gustav gewinnt den Preis	285
Man muß die Zeit haushälterisch theilen	288
Auch bei Erholungen kann man lernen	290
Man muß ia nichts aufschieben	292
Anekdote dazu	293
Man muß mit der Zeit noch haushälterischer umgehen, als mit dem Gelde	296
Zeittabelle	297
Liedchen auf den Gebrauch der Zeit	299
	Fünf

	Seite
Fünftes Stück.	
Eduard und Franz, ein Paar frostige Knäbchen	301
Unerwartete Einladung zu einer Schlittenfahrt auf den Weinberg des Obersten	305
Agnese und Elise beschämen die beiden Frostigen	308
Prächtiger Anblick der Natur an einem Wintermorgen	309
Ankunft auf dem Weinberge	310
General Beurnonville	312
Mühseligkeiten der Winterfeldzüge	313
Winterfeldzug in dem siebenjährigen Kriege	315
Bataille bei Torgau	320
Schlittenfahrt des Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Willhelms des Großen	325
Winterfeldzug der Schweden, unter Karl dem Zwölften in der Ukraine	326
Eroberung von Dczakow am kältesten Tage des Jahrs 1788	327
Elisens Spöttelei über Franzens Weichlichkeit	328
Durch Gewohnheit kann man sich abhärten	329
Warum dies nöthig sey	330
Nicht bloß der Soldat, sondern auch der Künstler und Handwerker müssen sich abhärten	333
Schrittschubfahren	336
Rückreise	338
Räthsel	338
	Sech.

	Seite
Sechstes Stück.	
Hrn. Steinaus Besuch	339
Erzählung der Kinder von den, auf dem Weinberge genossenen, Winterfreuden	339
Auch der Winter ist nicht freudenleer	340
Welches ist richtiger gesagt: Schritt- oder Schlittschuhe?	340
Leidenschaft der Holländer für das Schrittschuhfahren	344
Eis Schiffchen	346
Das Dorf Zaandamm	348
Anekdote vom Eis Schiffchen	350
Segelwagen	351
Schlittenschiffe	352
Schrittschuhe im Sommer	352
Schrittschuhfahrt auf dem Meerbusen	353
Anekdote von einem marokkanischen Ge- sandten	354
Anekdote von einem Jugendfreunde Hrns. Steinaus, der nicht auf dem Eise ge- hen konnte	355
Die Engländer lernen das Schrittschuh- fahren am leichtesten	359
Klopstock, einer der besten Schrittschuh- läufer	359
Berwegenheit der Schrittschuhläufer	360
Traurige Beispiele davon	361
Berwegenheit der Pommern	365
Anekdote davon	365
Man muß ohne Noth sich in keine Ge- fahr begeben	366
Der Eislauf, ein eben so anständiges, als gefährliches Vergnügen	367
Winterlied mit Musik	369
	Sie

	Seite
Siebentes Stück.	
Wintervergnügungen der Russen	374
Eislauf auf der Nema bei Petersburg	375
Palast von Eis	377
Künstliche Eisberge	379
Ähnliche Sommervergnügungen unter der Kaiserinn Elisabeth	382
Fahrt von den Eisbergen auf Schritt- schuhen	383
Ruschelschlitten im Erzgebirge	384
Schlittenfahrt vom Berge Cenis in Pie- mont	387
Hundeschlittenfahrt in Kamtschatka	388
Anekdote dazu	395
Bruchstücke aus Gustavs Tagebuche	398

Drittes Bändchen.

Erstes Stück.

Was ist ein Tagebuch?	407
Wie muß man es einrichten?	408
Was für Nutzen hat es?	412
Ein Paar Briefe vom Lande, aus Agne- sens Tagebuche	416
Auflösung der Charaden und Räthsel und neue Charade	423

Zweites Stück.

Gemsegarten bei Schandau	425
Naturgeschichte der Gemse	427
Gemseniagd	434
Anekdoten von Gemseniägern	445
Kaiser Maximilian der Erste, auch ein Gemseniäger	452
Charade	453

Drit-

Drittes Stück.

Einladung auf ein Landgut	454
Wird vereitelt	455
Die Kinder äussern ihren Misimuth darüber	456
Gustavs Benehmen	457
Agnesens Benehmen	460
Agnesens Aeusserungen von Eitelkeit	461
Sie wird von dem Vater beschämt	467

Viertes Stück.

Besuch auf dem Ostravorwerke	471
Unterhaltung über Wirthschaftlichkeit	473
Eitelkeit verträgt sich schlechterdings nicht mit Wirthschaftlichkeit	474
Auch vornehme Mädchen müssen wirthschaftlich seyn	476
Wird erläutert durch das Beispiel der französischen Emigrantinnen	477
Gebildete, aber nicht wirthschaftliche, Mädchen, eine Anekdote	482
Wirthschaftlichkeit kann sehr gut mit feiner Bildung bestehen	495
Bild eines im Hauswesen nachlässigen Mädchens	496
Bild eines wirthschaftlichen Mädchens	498
Wirthschaftlichkeit allein empfiehlt ein Mädchen nicht sonderlich	502
Kurfürstinn Anne	504
Charaden	507

Fünftes Stück.

Besuch bei den jungen Wichmanns	508
Geisterpossen	508
Die	

	Seite
Die Kinder bekommen Verweise deswegen	510
Die Geister, ein Lustspiel	513
Geisterlied	518

Sechstes Stück.

Ein entsetzliches Gewitter mit Sturm treibt die Familie von einem Spaziergange nach Hause	583
Folgen des Wetters	584
Auch die schrecklichsten Naturbegebenheiten sind gut	586
Natur und Eigenschaften des Windes	589
Vortheile des Windes	594
Heisser Südwind in Aethiopien u. Persien	603
Siroccowind in Italien	604
Wirbelwinde	605
— — besonders ums Vorgebirge der guten Hofnung	606
Geschwindigkeit des Windes	607

Viertes Bändchen.

Ankündigung einer Reise in die Lausitz	611
Gespräch über den vielfachen Nutzen des Reisens	614
Dazu gehörige Anekdote	623
Peters des Großen Reisen	630
Er lernt den Schiffsbau in Holland	633
Reise nach England	634
— nach Teutschland	635
Vortheile, die er aus seinen Reisen zog	636
Er schmiedet selbst Eisen	637
Seine zwote Reise	638
Anekdoten von seinem Aufenthalte in Frankreich	639
	Anek.

	Seite
Anekdote von seinem Aufenthalte in Berlin	641
— — von seinem Aufenthalte in Wittenberg	642
Herr Steinau erbietet sich mit in die Lausitz zu reisen	645
Reiseliedchen	647
Abreise	653

Erster Brief.

Dresdner Heide	657
Häuser auf Wagen	658
Franzens Unvorsichtigkeit in Fischbach	661
Dorf Hartha	662
Stadt Cussel im Zweibrückischen	663
Bischofswerda	664
Ankunft in Bautzen	666

Zweiter Brief.

Schilderung des ersten Reisetags	668
Dorf Schmölln	670
Ankunft in Bautzen	670

Dritter Brief.

Merkwürdigkeiten in Bautzen	672
Domkirche	672
Schloß Ortenburg	674
Rathsbibliothek	676
Allegorisches Gemälde zum Geburtstage des Rectors Rossi	677
Kupferhammer	680
Fabriken und Manufakturen	681
Dorf Hochkirch	681
Denkmal des Feldmarschalls Keith	683
Löbau	683

Vier

Vierter Brief.

Aussicht vom Schiefplatz in Bautzen	685
Beispiel von Unvorsichtigkeit	685
Promenade beim Kupferhammer	686
Prenzels Armenschule	686
Tracht der Wendinnen	687

Fünfter Brief.

Fernrohr auf dem Thurm der Domkirche in Bautzen.	690
Große Mühle	692
Wasserkunst	692

Sechster Brief.

Franz nennt die wendische Sprache dumm	695
Großer Versammlungsaal auf dem Landhause in Bautzen	697

Siebenter Brief.

Herrnhut	700
Bethaus	701
Kirchhof	701
Hutberg	703
Reussischer Garten	704
Bischof Spangenberg	704
Brüderhaus	706
Tracht der Brüder	708
Leichenbegängnis	709

Achter Brief.

Schwesternhaus	711
Tracht der Schwestern	713

Neun

Neunter Brief.

Die dankbaren Kinder, am Geburtstage
ihres Wohlthäters, ein ländliches Fest 714

Zehnter Brief.

Zittau	•	•	•	722
Brandstellen	•	•	•	723
Bibliothek	•	•	•	724
Leinwandbleichen	•	•	•	725
Dybin	•	•	•	727

Elfter Brief.

Glachsbau	•	•	•	735
Leinweberei	•	•	•	740
Dorf Großschönau	•	•	•	741

Zwölfter Brief.

Schwärmen der Bienen	•	•	744
Wilde Bienenzucht in der Oberlausitz			746

Dreizehnter Brief.

Traurige Anekdote von der Unvorsichtig- keit mit Feueergewehr	•	•	748
--	---	---	-----

Vierzehnter Brief.

Beispiel von ächter Bruderliebe in Zittau	751
---	-----

Auflösung der Charaden und des Räth- sels im dritten Bändchen	756
Besuch des Obersten nach der Reise	757
Gespräch über die Wenden	758

Gute

	Seite
Gute Eigenschaften der Wenden	759
Geschichte der Wenden in Sachsen	764
Wie kam die Lausitz an Sachsen?	769
Religion der alten Sorben	771
Der schwarze oder böse Gott	772
Der Gott Swantewit	773
Das Todtenfest	773
Das Aerndefest	775
Der Gott Fling	778
Sonderbarer Gebrauch auf dem Spitz- berge bei Oderwitz	779
Der Hungerbrunnen bei Kupperzdorf	780
Lobetanz	781
Hochzeitgebräuche der Wenden	783
Aberglaube der Wenden	786
Kinderspiele	787
Schlacht bei Hochkirch	789
König Friedrichs Muth nach verlornen Schlacht	793
Zittaus Einäscherung im siebenjährigen Kriege	795



Druckfehler im zweiten Bändchen.

- S. 231 Z. 6 v. v. lese man statt: glaubte — glaubt.
 — 249 = 13 v. v. = = = war — waren.
 — 259 = 21 v. v. = = = einbilden — eingebil-
 det.
 — 281 = 9 v. v. = = = kann — kamen.
 — 320 = 8 v. v. = = = den — die.
 — 395 = 17 v. v. = = = den — dem.

Im dritten Bändchen.

- 412 = 6 v. v. = = = schmeicheln gegen sich
 selbst — sich selbst schmeicheln.
 — 430 = 4 v. v. = = = sie — es.
 — 459 = 5 v. u. = = = sahe — sähe.
 — 474 = 3 v. v. = = = anstreichen — an-
 streifen.
 — 489 ganz unten = = = was — wie.
 — 490 Z. 1 v. v. = = = für einen — wegen
 eines.
 — 490 = 2 v. v. = = = gemacht — geprahlt.

Im vierten Bändchen.

- 633 = 9 v. v. = = = Das Dorf Saandam ist das
 nemliche, welches im 2. Bänd-
 chen S. 348 vorkommt.
 — 710 = 5 v. v. = = = statt: spielt — spielten.
 — 786 = 5 v. v. = = = setzen — setzten.
 — 786 = 15 v. v. = = = sey — seyn.
 — 791 = 4 v. v. = = = den — dem.
 — 793 letzte Zeile = = = soll — sollte.

Die am Schlusse des dritten Bändchens ver-
 sprochene Fortsetzung vom Winde, welche der
 Reise wegen nicht in dieses Bändchen kommen konn-
 te, folgt zunächst im fünften Bändchen, welches zu
 Ende des Februars 1795 erscheinen wird.

